

Frank Helzel

LANGeweile und Gewalt im Kolonialismus und in kolonialisierten  
Lebenswelten

Bad Wildungen 2019



# Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung: Kolonialismus und Kolonialisierung von Lebenswelten.....	5
1 Über Langeweile und Gewalt in kolonialisierten Lebenswelten.....	8
1.1 Folgen der Sesshaftwerdung.....	8
1.2 Erfahrungen deutscher Soldaten im Kolonialland „Ober Ost“.....	11
2 „Was habe ich hier (noch) verloren?“.....	16
2.1 Langeweile und soziale Position.....	16
2.2 Eine französische Bestandsaufnahme zum Kolonialdiskurs (2011).....	20
2.2.1 Die koloniale Berufung.....	21
2.2.2 Leben in den Kolonien.....	23
3 Das Britische Empire in zwei englischen Kolonialromanen aus den 1930er Jahren.....	27
3.1 George Orwell, „Tage in Burma“ (1935).....	27
3.1.1 Zum Inhalt von „Tage in Burma“: Eintauchen in die imperiale Langeweile.....	28
3.1.2 Regeln in „weißen“ kolonialen Lebensverhältnissen.....	31
3.1.3 Kolonialistische Ausschweifungen.....	33
3.2 Joyce Cary, „Mister Johnson“ (1939).....	34
3.2.1 Zum Inhalt von „Mister Johnson“.....	35
3.2.2 Carys Unentschiedenheiten.....	39
3.2.3 Die Bedeutung des kolonialen Erbes in der Sicht von Albert Memmi.....	41
4 Ein existenzielles Abenteuer während des Kautschukbooms in Amazonien.....	42
4.1 Nachwirkungen des spanischen Kolonialismus in Kolumbien.....	42
4.1.1 Zum Inhalt von „Der Strudel“.....	44
4.1.2 Arturo Cavo als Ich-Erzähler.....	46
4.2 Die Genese solidarischen Menschenrechtsbewusstseins.....	49
4.2.1 Aus der Erzählung Clemente Silvas.....	50
4.2.2 Reflexionen Arturo Cavos über den Urwald, das Leben der Pflanzen und die Rolle des zivilisierten, verstädterten Menschen.....	51
4.2.3 Das Porträt einer emanzipierten Frau als Kautschukunternehmerin.....	52
4.2.4 Über die sexuelle Befriedigung der Kautschuksammler.....	53
4.3 Wechselbeziehungen von kolonialisierter Lebenswelt und Kolonialismus.....	54
5 Wandlungen der Europamüdigkeit.....	57
5.1 Der Europaflüchtling Arthur Rimbaud.....	57
5.2 Von Kolumbien nach Europa und zurück: Ins dunkle Tal zurückkehren (Santiago Gamboa, 2016).....	60
5.3 Das Leben, eine unaufhörliche Farce?.....	65
6 Alexis Jenni, 2017: Noch einmal die Neue Welt erobern.....	67
6.1 Zum Inhalt von „La conquête des îles de la Terre Ferme“.....	68
6.2 Alexis Jenni und seine Suche nach den Wurzeln des kolonialistischen Eroberns.....	71
Nachbemerkung: Die bedrohlich gewordene kulturelle Evolution.....	75

*„Ferner gibt es unter den Kriegen viele, die sozusagen nur geduldet waren, und von ihnen sozial verschieden sind jene, die wie Brände um sich fraßen. Heute sind schlichtende Kräfte aus dem Bereich des common sense am Werk, um den Krieg als nutzlos und unvernünftig zu entwerten, und das sind gewiss schwere Argumente in einer auf Nutzen und Vernunft gerichteten Zeit; aber ich glaube, diese Art Pazifisten unterschätzt das explosiv-seelische Moment, das zu Kriegen jener zweiten Art gehört, das offenbar menschliche Bedürfnis, von Zeit zu Zeit das Dasein zu zerreißen und in die Luft zu schleudern, sehend, wo es bleibe. Dieses Bedürfnis nach »metaphysischem Krach«, wenn der Ausdruck erlaubt ist, häuft sich in Friedenszeiten als unbefriedigter Rest an. Ich vermag darin in Fällen, wo weit und breit keine Unterdrückung, keine wirtschaftliche Verzweiflung, sondern rings nur Gedeihen vorhanden war, nichts zu sehen, als eine Revolution der Seele gegen die Ordnung; in manchen Zeiten führt sie zu religiösen Erhebungen, in andren zu kriegerischen.“*

Robert Musil, *Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste*, 1922.

*„Hier eine Einsicht, die sich mir seit Jahren aufdrängt: Sie betrifft das Verhältnis des Menschen zu seinem tyrannischen Alltag, den er als Versklavung und als Entkernung seines Wesens empfindet. Ihm sucht er, bewusst oder unbewusst, zu entweichen. Ja, seit Jahrtausenden suchen Menschen aller Stände der täglichen Wiederkehr des Gleichen zu entfliehen – gleichviel wohin. Gewiss, man kann in intimen Erlebnissen, in Liebe und Freundschaft, aber auch in intimen Zwistigkeiten Abwechslung, Flucht und Ausflucht suchen, aber nur das große Abenteuer, ein allgemeines Moratorium des Alltags, kann eine völlige Umwälzung der Lebensweise und der alles regelnden täglichen Ordnung herbeiführen. Riesenbrände, Überschwemmungen, Erdbeben und andere Naturkatastrophen und schließlich das von Menschen selbst herbeigeführte, religiös, ideologisch, national, sozial oder sonstwie begründete und gerechtfertigte Unheil: der Krieg.“*

Manès Sperber in seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1983.

## VORBEMERKUNG: KOLONIALISMUS UND KOLONIALISIERUNG VON LEBENSWELTEN

*„Eroberung, Kolonisierung, Christianisierung – dazu gehörten: die Techniken der Ansiedlung in einem neuen Land; die Fähigkeit, mit Hilfe rechtlicher Formen und beharrlich gepflegter Einstellungen eine kulturelle Identität aufrechtzuerhalten; die Institutionen und die Weltanschauung, die erforderlich sind, wenn man dem Fremden und Abschreckenden begegnen und standhalten, wenn man es zurückdrängen und mit ihm leben will; Gesetze und Religion, aber auch Geschütze und Schiffe. Die europäischen Christen, die im 15. und 16. Jahrhundert an die Küsten Nord- und Südamerikas, Asiens und Afrikas segelten, kamen aus einer Gesellschaft, die bereits einschlägige Kolonialerfahrungen hatte. Jenes Europa, das einen der größten Eroberungs-, Kolonisierungs- und Transformationsprozesse der Welt initiierte, war seinerseits schon das Produkt eines solchen Prozesses.“<sup>1</sup>*

So endet das Buch von Robert Bartlett über „Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350“. Als einen Beleg dafür, wie sich diese mittelalterliche Kolonisierung bis in die europäische Gegenwart auswirkt, erwähnt er den britischen Kolonialismus in Irland und die deutsche Expansion in den Osten: *„Wenn Deutschstämmige noch immer aus Osteuropa nach Deutschland zurückkehren oder Menschen noch immer im Kampf für oder gegen die Rechte der britischen Krone auf irischem Boden sterben, dann zeigt sich, wie tief einige fundamentale politische Probleme des 20. Jahrhunderts in jener dynamischen Epoche der Eroberung und Kolonisation verwurzelt sind, die bereits sechs oder sieben Jahrhunderte zurückliegt“* (S. 360).

Was Bartlett unter Eroberung, Kolonisierung, Christianisierung zusammenfasst, geschieht gegenwärtig am anderen Ende des euroasiatischen Kontinents von China aus mit ganz ähnlichen Vorzeichen, nämlich in dem, was sich seit Jahrzehnten zwischen China und seinen muslimisch geprägten innerasiatischen Nordwestprovinzen abspielt. Dabei spielt sich das, was von Europa aus Übersee-Kolonialismus war, in der Form des kontinentalen Grenzkolonialismus ab, der im europäischen Mittelalter dominierte und die Basis für das russische Kontinentalimperium schuf. In China tritt dabei die Jahrtausende zurückreichende Geschichte der [Han \(Ethnie\)](#)<sup>2</sup> ins Gesichtsfeld, die expansiv die chinesische Kultur dominiert und sich im Augenblick an neuem Ort wieder als Trägerin der inneren Kolonisierung im [Xinjiang-Konflikt](#) den [Uiguren](#) gegenüber äußert und in ähnlicher Weise die ehemalige Kronkolonie Hongkong als endgültigen Festlandbesitz ins Auge gefasst hat. Dazu sind im Nordwesten für die dortigen Muslime Umerziehungslager eingerichtet, über die wegen der permanenten Verletzung der Menschenrechte keine offiziellen Informationen nach außen dringen sollen. Denn gegen ihren Willen geht es darum, die Träger der bisherigen muslimisch geprägten Kultur an das Han-Chinesentum zu assimilieren und darin aufgehen zu lassen.<sup>3</sup>

In Umerziehungslagern wie in allen Kollektivversanstaltungen, zu denen auch die über Schulpflicht institutionalisierte Erziehung in Jahrgangskohorten gehört, vollzieht sich ausgeprägter das, was inhärent Mitgift jedes Sozialisationsprozesses ist, nämlich wie verborgen und indirekt auch immer ohne Gewaltförmiges in der Einforderung von Disziplin, Fleiß, Gehorsam und Ordnung nicht auskommen zu können. So schreibt Hermann Giesecke: *„Erziehung impliziert immer ein Gewaltverhältnis von Menschen über Menschen, in der Regel ein Gewaltverhältnis der Erwachsenen bzw. bestimmter Erwachsener (Eltern, Lehrer) über Kinder und Jugendliche... Es zwingt die Nachwach-*

---

1 Robert Bartlett: *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1300*, München 1996, S. 375 f.

2 Siehe dazu [https://de.wikipedia.org/wiki/Han\\_\(Ethnie\)#Geschichte](https://de.wikipedia.org/wiki/Han_(Ethnie)#Geschichte).

3 Vgl. dazu Rémi Castets, *Bleierne Zeit in Xinjiang. Folter, Umerziehungslager, digitale Kontrolle: Die muslimische Minderheit der Uiguren in China wird brutal unterdrückt*, in: *Le Monde diplomatique*, 07.03.2019: <https://monde-diplomatique.de/artikel/!5576876>.

senden zur Anpassung an die jeweils für gültig erachteten Regeln und Normen. Solange über diese Einigkeit herrscht, bleibt auch das erzieherische Herrschaftsverhältnis unproblematisch.“<sup>4</sup>

Diese Einschränkung des individuellen Eigensinns provoziert sowohl Widerstand als auch Anpassung, wie sehr sie auch zur Schau getragen sein mag. Denn sie kann auch das Gesicht sein, hinter dem sich in mehr oder weniger verdeckten Formen das Gelangweiltsein versteckt. Ob daraus offener Überdruß entsteht, hängt von vielerlei Faktoren ab, wobei kulturelle Evolution in keiner Gesellschaft auf Dauer stillgestellt werden kann, wie geduldig Untertanen auch immer sein können.<sup>5</sup>

Stalin fasste sein Siegesverständnis 1945 in diesem Herrschaftssinne ganz naturwüchsig in folgender Aussage zusammen, wobei das, was er „*eigenes System*“ nennt, über den sowjetrussischen Kolonialismus vermittelt wurde: „*Dieser Krieg ist nicht wie in der Vergangenheit; wer immer ein Gebiet besetzt, erlegt ihm auch sein eigenes gesellschaftliches System auf. Jeder führt sein eigenes System ein, soweit seine Armee vordringen kann. Es kann gar nicht anders sein.*“<sup>6</sup> Es hatte immerhin über 40 Jahre Bestand, wenn auch in den Satellitenstaaten wie DDR, Polen, Tschechoslowakei und Ungarn immer aufs Neue Löcher gestopft und Menschen ruhiggestellt werden mussten.

Im Folgenden wird nach einem Rückblick auf das von Carel van Schaik und Kai Michel bei ihrer Bibelanalyse 2016 vorgestellte dreistufige Modell kultureller Evolution auf die in Deutschland lange vergessene Militärkolonie „Ober Ost“ eingegangen, die im Krieg an der Ostfront nach dem Sieg über die russische Armee zwischen 1915 bis 1918 eingerichtet worden war. Vejas Gabriel Liulevicius hat in seinem Buch von 2002 „Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg“ zusammengetragen, was deutsche Soldaten während der Belagerung für Erfahrungen machten, und deren Überdruß geschildert, so dass die meisten froh waren, bei Kriegsende so schnell wie möglich wieder in die Heimat zurückkehren zu können.

In Kapitel 2 wird auf das Auftauchen des Themas „Langeweile“ im Zusammenhang mit erstarrten Machtverhältnissen eingegangen, aber auch auf die Anstrengungen, wie vom erobernden Mutterland her schon in der Antike dafür gesorgt wurde, dass die Kolonisten sich im eroberten Land nicht vereinsamt und gelangweilt fühlten. Über die Arbeit von Norbert Dodille „Introduction au discours colonial“ (2011) soll dann deutlich werden, welche Akzentsetzungen der Aufenthalt in den französischen Kolonien in den im 19. Jahrhundert zahlreich gewordenen literarischen Verarbeitungen erfuhr und wie erst um 1900 herum das Interesse an den kolonialen Lebensbedingungen der Kolonisatoren erwachte, um sie vom Mutterland besser vorbereiten, aber auch kontrollieren zu können.

In Kapitel 3 werden zwei englische Romane analysiert, die die Langeweile im Kolonialismus und in kolonialisierten Lebenswelten sowohl auf Seiten der Kolonisatoren wie auf denen der Kolonisierten thematisieren. George Orwell und Joyce Cary sind die Autoren. Ihre Bücher spielen in den

4 Hermann Giesecke, *Einführung in die Pädagogik*, Juventa, München <sup>2</sup>1970, S. 68. – Was das Gewaltverhältnis in der Bundesrepublik bis in die 1970er Jahre für Auswirkungen haben konnte, bedurfte besonderer Aufarbeitung und schließlich zugestanderener finanzieller Reparationen für die Geschädigten: siehe [Heimerziehung](#). Da werden die Übergänge in zwanghafte Sozialisationsverhältnisse unter der Dominanz bestimmter Kulturvorgaben fließend, egal ob man nach Asien oder nach Amerika schaut: Im Jahr 2021 lösen Berichte über das Auffinden eines Massengrabes auf dem Gelände eines katholischen Internats, in dem Kinder und Jugendliche der [First Nations](#) in Kanada ihrer Kultur entfremdet werden sollten, um assimiliert zu werden: <https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/kanada-gebeine-ureinwohner-kinder-101.html>.

5 [Étienne de La Boéties](#) (1530-1563) berühmtes Werk „Discours de la servitude volontaire“ (*Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft*) hat über die Jahrhunderte hinweg wenig von seiner Ausstrahlung eingebüßt. Siehe zur Aktualität Jürg Berthold: *Von der freiwilligen Knechtschaft* (26.4.2015): <http://www.theoriekritik.ch/?p=1605>. Sehr informativ ebenfalls <http://sos.philosophie.free.fr/boetie.php#>.

6 M. Djilas, *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt/M. 1962, S. 146.

1930er Jahren in Asien und Afrika. Sie stehen im Zeichen der nach dem Ersten Weltkrieg auf Dekolonisation eingerichteten Verhältnisse auch in Übersee.

Dann wird auf den lateinamerikanischen Kontinent gewechselt. In den Mittelpunkt tritt ein Roman aus dem Jahre 1924, nämlich von dem kolumbianischen Autor José Eustasio Rivera, der mit „La vorágine“ / „Der Strudel“ ein Schlüsselwerk lateinamerikanischer Literatur schuf, das zwar 1934 ins Deutsche übersetzt wurde, aber nach 1990 nur mehr antiquarisch aufzutreiben ist, und zwar immer in der unvollkommenen Übersetzung von [Georg Hellmuth Neuendorff](#). Während Orwell und Cary vor dem Hintergrund des noch vom Britischen Empire gesteuerten Kolonialsystems und seiner in Asien und Afrika auftretenden Protagonisten schreiben, geht es bei Rivera um eine Darstellung, die am ehesten mit Joseph Conrads „Herz der Finsternis“ zu vergleichen ist. Rivera stellt den Wildwuchs des Kautschukbooms im Amazonasgebiet in den Jahrzehnten vor und nach der vorletzten Jahrhundertwende dar. Rohe Gewalt von Freibeuternaturen vor jeweils undeutlichem nationalen Hintergrund bestimmt anders als in Belgisch Kongo das Geschehen, mit dem in gierigster kolonialistischer Ausbeutung die Nachfrage der westlichen Welt nach diesem Rohstoff zu stillen versucht wird. Riveras Protagonisten sind Darsteller individueller Initiative, mit der dem verbrecherischen Handeln mit der Absicht Einhalt geboten werden soll, das Weltgewissen auf die ruchlosen Vorgänge zu lenken.

Die Vorstellung des noch nicht ins Deutsche, aber ins Englische und Französische übersetzten Romans des Kolumbianers Santiago Gamboa „Volver al oscuro valle“ (2016) / „Return to the Dark Valley“ (2017) / „Retourner dans l’obscur vallée“ soll im Anschluss daran zeigen, wie der Autor seine zwischen Europa und dem von Spanien kolonialisierten Kolumbien vagabundierenden kolumbianischen Protagonisten zu positionieren versucht, indem er sie sich am französischen Dichter Arthur Rimbaud (1854-1891) und dessen Zufluchtsort [Harar](#) in Abessinien ausrichten lässt. Nach einschlägigen Erfahrungen kehren sie Europa den Rücken, um in ihrem nach langen Jahrzehnten einigermaßen pazifizierten Herkunftsland Kolumbien weiterzuleben.

Am Schluss soll die Aufmerksamkeit dem bereits andernorts auf dieser Domain mit „Die französische Kunst des Krieges“ vorgestellten Alexis Jenni gelten.<sup>7</sup> Im Anschluss an seine Auseinandersetzung mit dem französischen Kolonialismus, dem auch sein neuester Roman von 2019 gilt, veröffentlichte er ebenfalls 2017 seinen einstweilen vorletzten Roman „La conquête des îles de la Terre Ferme“ über die Eroberung der *Neuen Welt*, mit deren Kolonialisierung die großen Entdeckungsabenteuer aufgebraucht gewesen seien und es nichts Neues mehr gegeben habe, sondern nur noch variantenreiche Wiederholungen nach dem gleichen Muster.

---

7 [Über europaischen Kolonialismus](#), S. 80-96.

# 1 ÜBER LANGEWEILE UND GEWALT IN KOLONIALISIERTEN LEBENSWELTEN

## 1.1 FOLGEN DER SESSHAFTWERDUNG

Carel van Schaik und Kai Michel, der eine Anthropologe und Evolutionsbiologe, der andere Historiker und Literaturwissenschaftler, sehen in der Bibel und ihren Geschichten die gelingenden oder misslingenden Versuche in der Geschichte der sesshaft gewordenen Nomaden geschildert. Sie lesen die Bibel als eine Sammlung von Erzählungen über kulturelle Strategien, mit denen das Sesshaftwerden als die größte Verhaltensänderung des *Homo sapiens* bewältigt werden sollte. Das nomadische „Paradies“ der freien Wildbahnen und der **ersten Natur** sei zur Erinnerung an einen verlorenen Zustand der Unschuld hinter dem Vorhang des Sündenfalls der [Sesshaftigkeit](#) und seiner Zivilisationen geworden. Denn in das Nomadentum gibt es kein Zurück mehr. Vielmehr tendieren moderne Zivilisationen dazu, die letzten Inseln nomadischen Lebens zu zerstören und ihrem inzwischen global ausgerichteten Lebensmodell unterzuordnen.<sup>8</sup> Schaik/Michel gehen von einem dreistufigen Modell aus, um zu veranschaulichen, was mit der Sesshaftwerdung bewerkstelligt werden musste, nämlich die biologische Evolution durch die kulturelle auf **Naturebene zwei** zu überformen. Sie kann große territoriale und ethnische Unterschiede aufweisen und ist jeweils ein Ergebnis von Indoktrination und Lernen, also interner Kolonialisierung.

Diese Unterschiede können bei Begegnungen auf die Probe gestellt werden, womit auch immer wieder der Habitus der ersten Natur<sup>9</sup> und ihrer Charakteristika ins Spiel kommt. Carel van Schaik und Kai Michel zählen zu dieser ersten Natur die angeborenen Gefühle, Reaktionen und Vorlieben, wie sie über Jahrhunderttausende in das genetische Erbe Einlass gefunden haben. Dazu zählen „*Liebe zwischen Eltern und Kindern, der Sinn für Fairness und die Empörung über Ungerechtigkeit und Ungleichheit, der Abscheu gegenüber Inzucht und Kindestötung, die Furcht vor Fremden, die Sorge um die eigene Reputation, das Gefühl, sich anderen nach Geschenken und erhaltener Hilfe verpflichtet zu fühlen, die Eifersucht, der Ekel*“<sup>10</sup> und der „*religiöse Sinn*“.<sup>11</sup>

Mit der Sesshaftigkeit ist das Eigentum entstanden. Die Eigentümer strebten danach, ihren Besitz einzuzäunen und abzusichern. Das Leben wurde schwieriger, wie Carel van Schaik und Kai Michel feststellen. Es ging um die **Zivilisierung** des Menschen, bei der die **Vernunftnatur** oder die **dritte Naturebene** mit ihren anfangs vorwiegend religiösen Repräsentanten von Herrschaft auf den Plan treten musste, um die Gewähr für Eigentum, Sicherheit und Schutz zu erbringen und menschliche „*Gesittung*“ auf der **zweiten Naturebene** entweder zu festigen oder zur Anpassung an neue Verhältnisse zu gewöhnen. Zivilisierung und ihre Ergebnisse sind also ohne Macht, aus der sich mit der Vernunftnatur Herrschaft entwickelte, nicht zu denken.<sup>12</sup> Trotzdem dauerte es einige Zeit, bis sich

---

8 Siehe dazu Jarret Diamond, *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*, Fischer, Frankfurt a. M. 2005, und ders., *Vermächtnis, Was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können*, Fischer Frankfurt a. M. 2012.

9 Carel van Schaik u. Kai Michel gehen in ihrem Buch *Das Tagebuch der Menschheit. Was die Bibel über unsere Evolution verrät* (Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2016, S. 29 f.) von drei Naturen aus: 1. genetische Mitgift; 2. kulturelle Produkte wie Gewohnheiten, Konventionen und Mentalitäten, die im Zivilisationsprozess tradiert werden; 3. die Vernunftnatur nach den Vorgaben bewusster Rationalität, die leicht in Widerspruch zu den ersten beiden Naturen geraten kann.

10 Zur Sphäre des Ekels gehören dann in jeweils kultureller Codierung in der zweiten Natur unterschiedliche Wahrnehmungen der Körperlichkeit und ihrer Randzonen, die dem Menschen vertrautesten Grenzbereiche. So schreibt etwa Mary Douglas: „*Die Vorstellung einer Verunreinigung ergibt nur einen Sinn im Zusammenhang mit einer umfassenden Denkstruktur, deren Hauptstützen, Grenzen, Randbereiche und inneren Unterteilungen durch Trennungsrituale aufeinander bezogen sind*“ (*Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1988, S. 60).

11 Schaik/Michel, wie Anm. 9, S. 29.

12 Unter diesen Vorzeichen ist auch das zu verstehen, was sich gegenwärtig in Xinjiang abspielt und was die Hongkong-Chinesen als 1997 aufgegebene Kronkolonie des Britischen Empire mit dem Anschluss an China fürchten.

die Regeln zum Schutz des Eigentums unter den Menschen etabliert hatten, zumal unter denen, die nicht viel Besitz hatten. Damit ist nach Schaik/Michel jedoch ein fundamentales Gesetz menschlichen Zusammenlebens, wie es die nomadische Gesellschaft kannte und praktizierte, außer Kraft gesetzt worden, nämlich dass Nahrung unter allen der Gemeinschaft Zugehörigen zu teilen war. *Plötzlich sei ein Allgemeingut monopolisiert worden: eine alltägliche, lebensnotwendige Handlung – das Sammeln von Früchten – wurde nicht nur untersagt, sie wurde kriminalisiert. „Damit war jene Einbahnstraße beschränkt, die in eine Welt führte, in der das Leben materiell zwar immer reicher wurde, aber sozial und emotional verarmte. Die Beziehungen zu Menschen außerhalb der Familie verloren an existenzieller Notwendigkeit, noch dazu musste Besitz geschützt werden, notfalls mit Gewalt.“*<sup>13</sup>

Wie die drei Ebenen ineinandergreifen können, sei an der Furcht vor Fremden, einem spontanen Bauchgefühl von Naturebene eins, demonstriert, das auch bei kolonialistischen Eroberungen und gegenüber und in kolonialisierten Lebenswelten auftaucht, ausgelebt wird und eigentlich zu überwinden ist. Es stellt sich angesichts von Ungewohntem und möglicherweise Gefährlichem ein. Es lässt sich bereits in der Phase des „Fremdelns“ bei Säuglingen zwischen dem 4. und 8. Lebensmonat beobachten, wenn andere als die primären Bezugspersonen ins Gesichtsfeld treten. Dieses Bauchgefühl ist die Basis des „Wir“, dem sich das „Ihr“ oder die *Anderen* gegenüberstellen. In der Regel verhilft erst die Vernunftnatur, nämlich die dritte Naturebene dazu, den Rahmen von Naturebene zwei über das lange Vertraute hinaus zu erweitern und etwas zu mobilisieren, was bereits zur ersten Natur des Menschen zählt: nämlich auch dem Fremden gegenüber auf den „Sinn für Fairness und die Empörung über Ungerechtigkeit und Ungleichheit“ zu setzen und ihn als Teilnehmer an dem zu identifizieren, was die „Goldene Regel“ fordert: „Was du nicht willst, dass man dir tue, füge auch keinem anderen zu.“

Gegenwärtig steht das sogenannte westliche Zivilisationsmodell, das die Unterschiede zu allen anderen nach seinen Vorgaben eingeebnet hat, auf dem Prüfstand. Auf Naturebene drei wächst die Einsicht, dass dieses auf Naturebene zwei fixierte westliche Modell finanzkapitalistisch dominierter Konsumgesellschaften mit brutalem ökologischen Fußabdruck die Basis natürlicher Ressourcen aufzehrt und zu einem menschengemachten Klimawandel mit unabsehbaren Folgen für die Nahrungskette, den Artenerhalt und die biodiversen Überlebenschancen führt. Naturebene zwei, auf der das Überleben menschlicher Individuen seinen Rahmen erhält, müsste sich nach den einsichtigen, sich selbst ermächtigenden *vernünftigen* Vorgaben von Naturebene drei so verändern, dass auf anderem Niveau in anderer Rahmung die Überlebensverhältnisse in ein neues Gleichgewicht gebracht werden, ohne dass die kulturelle Evolution selbst mit dem Zusammenbruch des westlichen Zivilisationsmodells chaotisch wird und zum Stillstand kommt.

Dieses westliche Zivilisationsmodell, das nach wie vor nach den drei von Schaik/Michel entworfenen drei Naturebenen beschrieben werden kann, verdankt seinen imperialistisch-kolonialistischen Siegeszug der europäischen Expansion in der Neuzeit und ist selbst das zwischen 950 und 1350 entstandene historische Ergebnis von Eroberung, Kolonisierung und oktroyiertem kulturellen Wandel auf dem mittelalterlichen europäischen Kontinent.

Gehörten die sächsischen [Liudolfinger](#) oder Ottonen zu den Herrschergeschlechtern, die im 10. Jahrhundert die Expansion nach Osten in slawisches Siedlungsgebiet jenseits der Elbe bis zur Oder trugen, so war Deutschland im 19. Jahrhundert ein Nachzügler innerhalb der europäischen Expansion nach Übersee. Seine überflüssige Bevölkerung war noch kleinstaatlich zersplittert, so dass es keine nationale Instanz gab, um sie im Erwerb eigener Kolonien als Siedler ans Mutterland rückzubinden. Die deutschen Auswanderer zogen noch über die Nationalstaatsgründung von 1871 hinaus in Millionenzahl nicht nur ins russische Zarenreich bis an die Wolga und ans Schwarze

---

13 Schaik/Michel, wie Anm. 9, S. 63 ff., hier S. 65.

Meer, sondern vor allem nach Übersee und trugen zur Bereicherung anderer Volkswirtschaften bei. Nicht einmal Preußen verstand es, seine eigenen Untertanen zur „Germanisierung“ in den polnisch majorisierten Ostprovinzen zu halten, so dass dem Phänomen der Ostflucht auch nicht durch eine eigens eingerichtete „Ansiedlungskommission“ Einhalt geboten werden konnte.

Fragt man nun genauer nach, wo Langeweile und Gewalt nachweisbar in der kulturellen Evolution Jahrtausende nach der Sesshaftwerdung zum Zuge kommen, dann findet sich, wie oben auf Seite 6 beschrieben, eine Einbruchstelle einerseits in der ungleichen Verteilung von Eigentum wie etwa auch in der feudalen Herrschaftsordnung und darin, dass nach der Sesshaftwerdung „das Leben materiell zwar immer reicher wurde, aber sozial und emotional verarmte“, weil „die Beziehungen zu Menschen [...] außerhalb der Familie an existenzieller Notwendigkeit“ verloren.<sup>14</sup> Andererseits ist das antike Ver sacrum ein folgenreicher Indikator und gleichzeitig Stimulator zur Rechtfertigung noch der europäischen Expansion bis zur Parole vom „Volk ohne Raum“ im Nationalsozialismus, indem der zu erobernde neue Raum als menschenleere Wüste ausgegeben wurde, die über die wie nicht vorhandene indigene Bevölkerung hinweg nach eigenen Vorgaben zu „kultivieren“ und „zivilisieren“ war.<sup>15</sup>

Für Charles Higounet drückt sich in der mittelalterlichen Ostsiedlungsbewegung und den großen Wanderungen des 12. und 13. Jahrhunderts das damalige gesamteuropäische Phänomen des Wirtschafts- und Bevölkerungswachstums aus, das die Gesellschaft aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Die Mutigeren und Unternehmungslustigeren suchten nach einem Ausweg aus der Enge und den erschöpften Entfaltungsmöglichkeiten und strebten nach scheinbar unbestellten Betätigungsfeldern in der Fremde, wo sie als Herren auftreten konnten.<sup>16</sup> Für die Etablierung einer neuen Naturebene 2 mussten also in kolonialisatorischer Absicht neue Territorien gefunden und im Sinne der kulturellen Mitbringsel erschlossen werden, damit die neue Heimat der alten ähnele.

Eines der Dokumente für diese Suche ist das mitten in den großen Migrations- und Auswanderungsbewegungen des 19. Jahrhunderts publizierte flämische „Ostlandlied“, vom belgischen Schriftsteller Jan Frans Willems, Anhänger der flämischen Nationalbewegung, aufgespürt und 1848 nach einer alten Quelle zitiert. Es wurde möglicherweise im Mittelalter von flämischen Auswanderern gesungen, die in den Osten gingen, um dort zu siedeln:

*Naer Oostland willen wy ryden,  
Naer Oostland willen wy mêe  
Al over die groene heiden,  
Frisch over die heiden,  
Daer isser een betere stêe.<sup>17</sup>*

Deutsch:

*Nach Ostland wollen wir reiten  
nach Ostland wollen wir mit  
wohl über die grüne Heiden  
frisch über die Heiden  
ist uns eine bessere Stätt´*

Über *eine bessere Stätt´* auf eigenem Grund und Boden in der Heimat verfügen zu können befreite von den Gründen, woanders eine finden zu wollen oder gar zu müssen, führte aber auch dazu, sich

---

14 Man sehe sich die Liste von Bauernaufständen an.

15 Siehe Notiz zum Wewelsburger Triptychon von 1939.

16 Charles Higounet, *Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter*, dtv, München 1990.

17 Dieter Stellmacher (Göttingen), *Der Fläming – „een klein Vlaanderen“: Geschichte und Sprache als Legende und Wirklichkeit*, in: Acta Universitatis Wratislaviensis No 3098, Neerlandica Wratislaviensia XVII, Wrocław 2008.

von den Unbegüterten abzuschotten oder auch Genugtuung darüber zu empfinden, dass potentielle Unruhestifter die Heimat verließen.

Die demographischen Wachstumsschübe des 19. Jahrhunderts gaben erneuten Anlass, nach Ausgleich zu suchen. Dieser wurde vor allem in der Auswanderung gefunden. In diesem Zusammenhang stieß man in Deutschland auf das historische Erbe der deutschen Ostsiedlung im Mittelalter und arbeitete es als „Ostkolonisation“ nationalgeschichtlich auf, um es den anderen europäischen Nationen, die in Übersee engagiert waren, an die Seite zu stellen. In preußischen Intellektuellenkreisen wurde es fortan als kolonialistische „*Großtat*“ des deutschen Volkes im Mittelalter gepflegt. Aber es konnte keinen deutungshoheitlichen Platz im politischen Diskurs beanspruchen, der eine neue Ostbewegung hätte initiieren können. Das gelang erst nach dem Ersten Weltkrieg. Der Freiburger Historiker Ulrich Herbert ist 2016 einer der wenigen Historiker nach der Niederlage von 1945, die den Überfall auf Russland im „Unternehmen Barbarossa“ ausdrücklich als kolonialistischen Ausgriff darstellen, als den ihn die Expansionsideologen des NS-Regimes geplant und bis zum Ural und in den Kaukasus durchgeführt sehen wollten. Gleichzeitig muss er sagen, dass es sich dabei nicht nur um eine „*fixe Idee*“ Adolf Hitlers gehandelt habe: „*Wir finden sie auch bei anderen deutschen Theoretikern und Militärs der Weimarer Jahre, so etwa [Rüdiger von der Goltz](#). Eine ausschlaggebende Rolle spielten dabei die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs. Denn nach dem Ausscheiden Russlands aus dem Krieg 1917 forderten die deutsche Militärführung und die nationalistische Rechte, dass Deutschland nun bei den Friedensverhandlungen mit den Bolschewiki einen weit ins russische Reich vorgeschobenen deutschen Einflussraum durchsetzte. Als die Verhandlungsführer der Bolschewiki zögerten, derartig umfassende Forderungen zu akzeptieren, stießen die deutschen Truppen innerhalb weniger Tage und Wochen fast 1000 Kilometer weit nach Osten vor, meist per Eisenbahn, bis zum Donezbecken und der Krim. In diesen Gebieten herrschte nun für fast ein Jahr allein das deutsche Militär. Eine politische und nationale Neuordnung dieser Gebiete unter deutscher Oberhoheit war, so schien es, leicht zu etablieren, und die riesigen Regionen zwischen der deutschen Ostgrenze und den ‚moskowitzischen‘ Gebieten schienen sich als **Basis eines neuen deutschen Kolonialreichs, diesmal aber auf dem Kontinent**, förmlich anzubieten. Diese Erfahrungen wirkten lange nach.*“<sup>18</sup>

Was Herbert hier zusammenfasst, betrifft vor allem die Militärkolonie [Ober Ost](#) (1915-1918), die über einen der Hauptbeteiligten, nämlich Paul von Hindenburg als wieder erstandenen Kaiser Barbarossa auch zur Bezeichnung „*Barbarossa*“ führte, die Hitler am 18. Dezember 1940 anstelle des Namens „*Otto*“ auswählte, unter dem Franz Halder am 5. Dezember 1940 seine Planungen vorgelegt hatte.<sup>19</sup>

## 1.2 ERFAHRUNGEN DEUTSCHER SOLDATEN IM KOLONIALLAND „OBER OST“

Von den polnischen Historikern Włodzimierz Borodziej und Maciej Górny erschien 2018 ein Buch zum Ersten Weltkrieg in Ostmitteleuropa mit dem ungewohnten Titel „*Der vergessene Weltkrieg. Europas Osten 1912-1923*“.<sup>20</sup> Im Jahre 2002 war bereits ein Buch erschienen, das auf einen in Deutschland nach 1945 übergangenen Kriegszusammenhang an der Ostfront hinwies, den Ulrich Herbert weiter oben aufgegriffen hat. Dort wurde von Paul von Hindenburg 1914 die [Schlacht bei Tannenberg \(1914\)](#) gegen die in Ostpreußen eingefallenen Russen gewonnen, ergänzt durch den Sieg in der [Schlacht an den Masurischen Seen](#), bei der die Russen endgültig zurückgeschlagen

---

18 Ulrich Herbert, „*Barbarossa*‘ – *Strategische Planungen und politische Vorentscheidungen, Juni 1940-Juni 1941*“, S. 21, in: Peter Jahn, Florian Wieler, Daniel Ziemer (Hrsg.), *Der deutsche Krieg um "Lebensraum im Osten" 1939-1945*, Metropol, Berlin 2017, S. 21-45. (Hervorhebung von F. H.)

19 Siehe [Barbarossa als Ostfeldzugspatron 1941](#).

20 Włodzimierz Borodziej, Maciej Górny, *Der vergessene Weltkrieg. Europas Osten 1912-1923*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2018, Darmstadt 2018.

wurden. Beide Schlachten hatten Folgen, die der in Chicago geborene US-Historiker Vejas Gabriel Liulevicius aufgriff und in seinem Buch mit dem Titel „Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärrherrschaft im Ersten Weltkrieg“ veröffentlichte.<sup>21</sup> Beide Bücher verweisen auf einen Hintergrund, der in Deutschland Tradition hat und auf den auf dieser Domain schon etliche Male verwiesen werden musste, nämlich auf alles, was irgendwie mit Slawischem, Östlichem zu tun hat, wenn überhaupt, dann mit einem nachlässigen Seitenblick zu reagieren, als hätte es nie von Einfluss auf deutsche Geschichte gewesen sein können.<sup>22</sup>

Im Folgenden gilt die Aufmerksamkeit dem Buch von Liulevicius, dem vor allem daran gelegen ist, die Folgen zu schildern, die die Erfahrungen der Millionen deutscher Besatzungssoldaten im drei Jahre lang bestehenden „Land Ober Ost“ hatten. Es handelt sich nach dem teilweise euphorischen Aufbruch in den Krieg im [Augusterlebnis](#) 1914 um Erfahrungen, die einerseits folgenreich für die Weimarer Republik und das NS-Regime waren, andererseits über diese Erfahrungen hinausreichen, weil sie von allgemeinem Aussagewert für den europäischen Kolonialismus sind, selbst wenn er sich in Übersee abspielte. Denn das in „Ober Ost“ betretene Land hatte alles, was den Deutschen fremd war und dem gegenüber sie meinten, es zu einem „deutschen“ machen zu müssen, indem sie es als Missionsland betrachteten, das in die abendländische Zivilisation einzubeziehen wäre, ehe es sich dort leben ließe.<sup>23</sup> So waren die amerikanischen Lebenswelten der nomadisierenden Indianer bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Nationalstaaten nach europäischem Vorbild verwandelt worden.

Liulevicius schreibt über den Kriegsschauplatz in Osteuropa: *„Die Besatzer fanden sich in einer fremdartigen Landschaft wieder, konfrontiert mit fremden Menschen und unbekanntem Traditionen, kulturellen Identitäten und geschichtlichen Hintergründen. Und das alles inmitten der Verwüstungen des Krieges, der diese Gebiete in einem Chaos hatte versinken lassen, das durch die verzweifelte ‚Politik der verbrannten Erde‘ zusätzlich verstärkt wurde. Der Wirrwarr aus menschlichem Leid, Schmutz und Krankheit berührte die Soldaten, die den Osten zum ersten Mal im Krieg sahen, in ihrem tiefsten Inneren. Die schrecklichen Bilder schienen ihnen nicht nur Beispiele für das universelle menschliche Leid unter der Geißel des Krieges zu sein, sondern normale, dauerhafte, allgegenwärtige Attribute des Ostens.“*<sup>24</sup>

Trotzdem gab es etwas, was dieses öde „Unland“ oder unerforschte Kolonialland versprach, nämlich im Unterschied zu fernen Gegenden eine reale Utopie zu sein,<sup>25</sup> in der Milch und Honig fließen könnten, wie es bereits [Helmold von Bosau](#) im 12. Jahrhundert vom eroberten Slawenland sagte, um es für Siedler schmackhaft zu machen. Während sich die einfachen Soldaten fragten, was sie da verloren oder gar zu suchen hatten und sich langweilten und auf eine rasche Heimkehr hofften, setzten Offiziere und Beamte auf „deutsche Arbeit“, die die Basis für Verkehrspolitik, Kulturarbeit, Schulbildung usw. sein sollte, um dem Land ein „deutsches Antlitz“ zu geben.<sup>26</sup> Denn sie sahen sich als künftige Landbesitzer auf großen Gütern.

---

21 Vejas Gabriel Liulevicius, *Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärrherrschaft im Ersten Weltkrieg*, Hamburger Edition, Hamburg 2002.

22 Man sehe sich etwa die Ausblendung all dessen an, was beim Umgang mit dem „Zonenprotokoll“ vom 12.9.1944 zu beobachten ist, zu dem die beiden Londoner Exilregierungen Polens und der Tschechoslowakei das Entscheidende beigetragen haben. Erst deren Einflussnahme macht Stalins Siegeserklärung vom 9. Mai 1945 und die am 12.9.1944 bereits besiegelte Teilung Deutschlands nachvollziehbar: [Zonenprotokoll der European Advisory Commission vom 12. September 1944](#).

23 Arnold Zweig, an allen Fronten des „Großen Krieges der weißen Männer“ im Einsatz, machte seine Erfahrungen in „Ober Ost“ zum Ausgangspunkt seines Romans „Der Streit um den Sergeant Grischa“ (1927), auf den sich Liulevicius öfter bezieht.

24 Liulevicius, wie Anm. 21, S. 17.

25 Ebd., S. 44, 80, 97.

26 Ebd., S. 68, 87, 199, 209.

Für die Freizeitbeschäftigung und Unterhaltung der Soldaten spielte die Einrichtung von Soldatenheimen eine große Rolle, denn nach [Ludendorff](#), einem der „Ober Ost“-Propagandisten, entsprachen sie gerade im Osten einem „*tiefen Bedürfnis*“. Daneben kam den Theateraufführungen große Bedeutung zu, vor allem Schillers „[Wallensteins Lager](#)“, das zum „*Leitdrama*“ des Besatzungsregimes avancierte.<sup>27</sup>

Das alles verhinderte jedoch nicht die von Liulevicius immer wieder geschilderten „*unsichtbaren Feinde Langeweile und Entfremdung*“. Gerade die Neuankömmlinge erkannten nirgends im Lande Bezüge zu sich selbst. Die lange Trennung von der Familie wurde für viele zur Tortur: „*Wir fechten nicht, wir hungern nicht, wir liegen im Schmutz, wir töten uns durch unnütze Langeweile. Hätte der Krieg bald ein Ende!*“ Liulevicius zitiert aus dem sehr kritischen Roman „Das Gesicht der Etappe. Ein Kulturroman“ (1919) von Victor Jungfer: „*Ein Mensch wie er, sein Leben gewöhnt an geistige Arbeit und Tätigkeit, konnte das ermüdende einförmige Leben der Etappe nicht ertragen, ohne allmählich Schaden zu nehmen. Er fühlte es deutlich, dass etwas von ihm abzubröckeln begann, langsam und unerbittlich, wie Blätter von einem absterbenden Baum. ‚Es ist die Ziellosigkeit des ganzen Daseins hier draußen‘ – sagte er wohl oft zu sich. ‚Was ist das Wesen des Krieges? Zerstörung. Und der Etappe? Aufgepfropft als eigenwilliges Staatsgebilde auf ein anderes, mit ganz anderen Wesensbedingungen und Lebensfragen, schafft sie einen unheilvollen Kompromiss.*“<sup>28</sup>

Als der Krieg zu Ende ging, zog sich Mitte November 1918 die deutsche Armee aus „Ober Ost“ zurück. Zwar hätten es die Alliierten gern gesehen, wenn deutsche Soldaten im Osten ausgeharrt hätten, um den Vormarsch der nach der Oktoberrevolution von 1917 formierten Bolschewisten aufzuhalten. Aber nach Victor Jungfers Roman kannten die deutschen Soldaten nur einen Gedanken: „*Die Bolschewiki kommen – wir wollen nach Hause – nach Hause!*“<sup>29</sup>

Unter der Kapitelüberschrift „Der Freikorps-Wahn“ schreibt Liulevicius über die sogenannten [Baltikumer](#), Freiwillige, die nach dem Ende des Krieges 1919 in Lettland und Litauen gegen Bolschewisten kämpften und im gleichen Jahr zurückgezogen werden mussten. Dabei handelte es sich Schätzungen nach um 20 000 bis 40 000 Mann. Ihre Koordinierung wurde von General Rüdiger von der Goltz geleitet. Er versuchte „*mit abenteuerlichen Versprechungen über zukünftige Siedlungsmöglichkeiten mehr Deutsche zu rekrutieren und gründete die Soldatenzeitung ‚Die Trommel‘, deren wichtigstes Thema die Kolonisierung war*“.<sup>30</sup>

Im Unterschied zu den Vorhaben in „Ober Ost“ sei es jedoch diesseits der verinnerlichten Siedlungsvisionen nur mehr um Gewalt gegangen. Liulevicius zitiert zur Veranschaulichung aus dem im ersten Teil im Baltikum spielenden Roman „Die Geächteten“ (1930) von [Ernst von Salomon](#), der sich als 17-Jähriger den Freiwilligen anschloss und auch in den Wirren der Weimarer Republik weiterkämpfte und wegen der Beteiligung am Mord an [Walther Rathenau](#) im Zuchthaus



Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:OberOst.jpg>

27 Ebd., S. 185.

28 Ebd., S. 240.

29 Ebd., S. 275.

30 Ebd., S. 283.

saß: „Das Wort ‚Vormarsch‘ hatte für uns [...] einen geheimnisvollen, beglückend gefährlichen Sinn. Im Angriff hofften wir die letzte befreiende Steigerung der Kräfte, ersehnten wir, das Bewusstsein zu bestätigen, jedem Schicksal gewachsen zu sein, hofften wir, die wahren Werte der Welt in uns zu erfahren.“<sup>31</sup>

Was blieb, war das vom NS-Regime aufgenommene Vermächtnis, nach dem schmählichen Ende von „Ober Ost“ unter radikaleren Vorgaben in einem totalen Kolonialkrieg „Lebensraum im Osten“ zu erobern und in den einheimischen Bevölkerungen nur mehr den [Untermenschen](#) verkörpert zu sehen. Die von Himmler ins Leben gerufene [SS-Sondereinheit Dirlewanger](#) setzte den „Freikorps-Wahnsinn“ in gesteigerter Form um, am maßlosesten 1944 im Einsatz gegen den [Warschauer Aufstand](#), nachdem Hanns Johst als Himmlers Chronist 1940 in seiner Propagandaschrift „Ruf des Reiches, Echo des Volkes“ zum Sieg über Polen diesen erst 1918 gegründeten Nationalstaat als neues deutsches „Kolonialland“ beschrieben hatte.

Die 3 Jahre, in denen das „Land Ober Ost“ in deutschem Besitz war und nach Planungen dem Reich als Kolonie angeschlossen werden sollte, waren ein viel zu kurzer Zeitraum, um in „deutscher Arbeit“ Siedlungsverhältnisse herzustellen. „Unternehmen Barbarossa“ war in Anlehnung an andere Militärerfolge als [Blitzkrieg](#) vom Zaun gebrochen worden, als dessen Ziel der 1942 fertig gestellte [Generalplan Ost](#)<sup>32</sup> zur Verwirklichung des „Lebensraum“-Projektes im Laufe von 20 Jahren umgesetzt werden sollte. Es gab nach der Um- und nur teilweise gelungenen Neuansiedlung der aus Osteuropa zusammengezogenen [Volksdeutschen](#) zwei von Himmler initiierte Versuche, im Gebiet [Zamość](#) (Polen) und in der westlichen Ukraine im Gebiet [Schytomyr](#)<sup>33</sup> Ansiedlungen von Deutschen vorzunehmen. Diesen Versuchen stand wegen des [Totalen Kriegs](#) nur eine kurze Spanne zwischen Herbst 1942 und Ende 1943 bzw. Februar 1944 zur Verfügung, ehe auf einstmals slawischem Boden auf Bitte Stalins als den Sowjets von den Westalliierten zugestandener Propagandaakt am 9. Mai 1945 um 0.16 Uhr die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht von den Alliierten und den Besiegten nach der am 7. Mai völkerrechtlich bereits verbindlichen Unterzeichnung im französischen Reims im zerstörten Berlin zum zweiten Mal vollzogen wurde.

Das heißt, dass vom „Lebensraum im Osten“ noch weniger zurückgeblieben ist als vom „Land Ober Ost“. Das heißt gleichzeitig, dass das Scheitern von „Ober Ost“ von Ludendorff zwar in die [Dolchstoßlegende](#) eingebunden worden war, aber auf dem Gebiet des in Nationalstaaten formierten Europas und den sich zu Nationalstaaten formierenden Ländern Ostmitteleuropas – Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, baltische Staaten – einfach eine zerstörerische Utopie bleiben musste. Noch illusionärer dann die an „Ober Ost“ anschließende „Generalplanung Ost“, die immerhin einen beachtlichen Stab an namhaften Wissenschaftlern mobilisiert hatte, die nicht weniger verblendet waren und dafür die Zerstörung Europas in Kauf nahmen, womit sich der „Große Krieg der weißen Männer“ (Arnold Zweig über den Ersten Weltkrieg) in den „Großen Krieg der Arier gegen die anderen weißen Männer“ ausdifferenziert und den gewalttätigen europäischen Kolonialeroberungen auch in Übersee endgültig die Stunde geschlagen hatte. Und das heißt drittens, dass die Vernunftnatur zwar als Instrument zur Durchrationalisierung kolonialisierter Lebenswelten und zur Zivilisierung auf Naturbene 2 taugt, dass sie aber offensichtlich nichts gegen die Zivilisationsbrüche

---

31 Ebd., S. 294. – Der um wenige Jahre ältere Ernst Jünger langweilte sich im März 1913 in der Schule so, dass er am liebsten in das obere Stromgeflecht des Nils oder in den Kongo gegangen wäre. Auch in den Sommerferien füllten Träume von Afrika seine Langeweile, bis er im November heimlich sein Elternhaus verlässt, um sich in Verdun von der Fremdenlegion für 5 Jahre anwerben zu lassen. In Marokko flüchtet er vor dem Drill in der Fremdenlegion und wird sich als Minderjähriger auf Intervention seines Vaters noch im Dezember 1913 nach Deutschland heimschicken lassen (Florian Illies, 1913. *Der Sommer des Jahrhunderts*, Fischer, Frankfurt a. M. 2014, S. 100, 201 f., 279 f., 299 f.) In seinem ersten Buch „[In Stahlgewittern](#)“ wird er seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg an der Westfront schildern.

32 Bei Wikipedia ist das Lemma der Kategorie [Deutsche Kolonialgeschichte](#) zugeordnet. Das ist deshalb bemerkenswert, weil es noch nicht zur deutungshoheitlichen Vorgabe geworden ist, den Ostfeldzug als Kolonialkrieg zu verstehen.

33 Siehe [Aktion Zamość](#) und [Hegewald](#).

vermag, mit denen sich Zivilisationen als Zwangsveranstaltung mit entsprechenden Phasen sich anstauender Langeweile immer wieder selbst in Frage stellen, wie das mit dem gegenwärtigen westlichen Zivilisationsmodell in auffälliger Weise der Fall ist. Die ebenfalls auf Naturebene 3 zu verortende Vernunft in ihrer diskursiven Gestalt, damit jenseits der Kanalisierungen und Strukturierungen von Naturebene 2 herrschaftsfreie Kommunikation möglich werde, bleibt auf die irgendeiner Kontrolle entzogenen Nischen gesellschaftlichen Austauschs beschränkt und vermag auch in der Demokratie nur wenig.

Angesichts des vergangenen ungeheuerlichen Geschehens scheint es überflüssig, danach zu fragen, ob es im Hintergrund der am Zweiten Weltkrieg aktiv Beteiligten besonderer Erwähnung der Langeweile bedürfte. Da es sich aber sowohl in Bezug auf „Ober Ost“ wie auch den Krieg um „Lebensraum im Osten“ um staatliche Unternehmungen handelte, also um Mobilisierungen des auf Naturebene 2 verfassten „*Menschenmaterials*“, ist es nicht verwunderlich, dass sich in der Folge schwerpunktmäßiger Aufarbeitung das Augenmerk auch auf überlieferte Zeugnisse individueller Hinterlassenschaften verlagert. So weiß man inzwischen aus veröffentlichten Briefen und Tagebüchern, wie Individuen ihre Einbindung in „*Menschenmaterial*“ und dessen Einsätze für sich verarbeitet haben. Allein die Überschriften zu diesen Materialien verweisen immer wieder auf die Langeweile als vielen gemeinsames Phänomen: „Soldatische Kriegserfahrungen. Zwischen Langeweile und Enthemmung“<sup>34</sup>, „Zweiter Weltkrieg: ‚Was haben wir hier zu suchen?‘“<sup>35</sup>, „ ‚Die Heimat reicht der Front die Hand‘. Kulturelle Truppenbetreuung im Zweiten Weltkrieg 1939–1945; ein deutsch-englischer Vergleich.“<sup>36</sup> Von daher auch eine 2005 veröffentlichte Dissertation mit einem Rückblick auf „Die Steuerung und Kontrolle der kolonialen Verwaltung und ihrer Beamten am Beispiel des ‚Schutzgebietes‘ Togo (1884-1914)“.<sup>37</sup>

Obwohl es nach allen Aufarbeitungen eher danach aussieht, dass Menschen und ihre Kinder und Kindeskinde auf beständigere Besserung wenig hoffen können, wird nach den Katastrophen wegen der unverzichtbaren Hoffnung auf mehr Einfluss heilsamer mitmenschlicher Vernunft immer wieder die *Suche nach den Gerechten* aufgenommen, mit denen sich demonstrieren lässt, dass es auch immer andere Wege und Möglichkeiten gegeben hätte...

---

34 Siehe <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/der-zweite-weltkrieg/199410/soldatische-kriegserfahrungen>.

35 <https://www.sueddeutsche.de/politik/zweiter-weltkrieg-was-haben-wir-hier-zu-suchen-1.2598123>.

36 Alexander Hirt, „*Die Heimat reicht der Front die Hand*“. *Kulturelle Truppenbetreuung im Zweiten Weltkrieg 1939–1945; ein deutsch-englischer Vergleich*. Dissertation, Universität Göttingen 2006.

37 Veröffentlicht als Buch: Bettina Zurstrassen, *Ein Stück deutscher Erde schaffen. Koloniale Beamte in Togo 1884-1914*, Campus, Frankfurt am Main [u.a.] 2008.

## 2 „WAS HABE ICH HIER (NOCH) VERLOREN?“

### 2.1 LANGEWEILE UND SOZIALE POSITION

1834, in einer Zeit, als sich jahrzehntelang große Auswanderungsbewegungen in den deutschen Kleinstaaten formierten und sich bevorzugt nach Übersee richteten, forderte Georg Büchner in seinem Pamphlet „[Der Hessische Landbote](#)“ mit dem Streitruf „*Friede den Hütten! Krieg den Palästen!*“ die arme Landbevölkerung auf, sich nicht mehr länger dem Adel und dem besitzenden Bürgertum unterzuordnen. 1836 führte er in seiner Komödie „Leonce und Lena“ mit Prinz Leonce vom Königreiche Popo und Prinzessin Lena vom Königreich Pipi, die am Schluss ein Paar werden, vor, wie der Adel lebt. Im ersten Akt in der ersten Szene gibt Leonce mit folgenden Worten seinen Einstand:

*„Die Bienen sitzen so träg an den Blumen, und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden. Es krassirt ein entsetzlicher Müßiggang. – Müßiggang ist aller Laster Anfang. – Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie studiren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheirathen und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich an der Langeweile und – und das ist der Humor davon – Alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken warum, und meinen Gott weiß was dabei. Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinirte Müßiggänger. – Warum muß ich es grade wissen? Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde? – Der Mann, der eben von mir ging, ich beneidete ihn, ich hätte ihn aus Neid prügeln mögen. O wer einmal jemand Anders sein könnte! Nur 'ne Minute lang.“<sup>38</sup>*

Knapp zwei Jahrzehnte vorher – 1819 – war das Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ in der Sammlung der Brüder Grimm erschienen. Es nimmt seinen Ausgang am unteren Ende der Standespyramide: „... etwas Besseres als den Tod findest du überall ...“ Das ist die Hoffnung der Bremer Stadtmusikanten, die sich als Esel, Hund, Katze und Hahn in sprechender Menschengestalt zusammentun, nachdem sie dort, wo sie bis dahin lebten, wegen ihres Alters zu nichts mehr taugten, ausgeschieden und „entsorgt“ werden sollten. Bevor sie nach Bremen kommen, stoßen sie in einem Wald auf ein Haus, in dem Räuber leben, verscheuchen sie und übernehmen gemeinsam deren Bleibe, weil es dort auch genug zu essen und zu trinken gibt. Die Frage, die das Märchen offen läßt, ob sie nämlich je nach Bremen kommen, um dort Musik zu machen und eine neue Lebensgrundlage zu finden, hat in der Literatur vielfältige Antworten gefunden, weil es sich um ein zeitloses Thema handelt, für das man keine genaue Ortsangabe braucht.<sup>39</sup>

---

38 Der Berliner Philosoph Byun-Chul Han kommt 2016 unter der Überschrift „Der Terror des Gleichen“ aus der Perspektive kolonialisierter, saturierter westlicher Gesellschaften zu einer ähnlichen Analyse der Gegenwart – in: *Die Austreibung des Anderen. Gesellschaft, Wahrnehmung und Kommunikation heute*, Fischer, Frankfurt am Main 2016, S. 7 – : „Die Zeit, in der es den Anderen gab, ist vorbei. Der Andere als Geheimnis, der Andere als Verführung, der Andere als Eros, der Andere als Begehren, der Andere als Hölle, der Andere als Schmerz verschwindet. Die Negativität des Anderen weicht heute der Positivität des Gleichen. Die Wucherung des Gleichen macht die pathologischen Veränderungen aus, die den Sozialkörper befallen. Nicht Entzug und Verbot, sondern Überkommunikation und Überkonsumtion, nicht Verdrängung und Negation, sondern Permissivität und Affirmation machen ihn krank. Nicht Repression, sondern Depression ist das pathologische Zeitzeichen von heute. Die destruktive Pression kommt nicht vom Anderen, sondern aus dem Inneren.“ Den letzten Satz hätte Prinz Leonce in seinem Anfall von Aggressivität auf seine Gestimmtheit übertragen können.

39 Siehe [Die Bremer Stadtmusikanten](#). Aber auch hier: Gerrit Reichert, *Die „Bremer Stadtmusikanten“ aus Ostwestfalen. Machte sich das tierische Quartett gar nicht auf den Weg in die berühmte Hansestadt?* ([http://www.gerritreichert.de/cassetto/pdf-lago/Jahrbuch\\_Westfalen\\_2011.pdf](http://www.gerritreichert.de/cassetto/pdf-lago/Jahrbuch_Westfalen_2011.pdf))

Die Frage, die sich aber jeder an seinem Lebensort stellen muss, wenn er/sie für eine/n „unnütze/n Esser/in“ oder sonstwie „Überflüssige/n“, vielleicht sogar „Unerwünschte/n“, in England eine/n „Undesirable“ oder in Frankreich eine/n „indésirable“ gehalten wird, ist wohl diese: „Was habe ich hier noch verloren?“ In letzter Konsequenz könnte es für die Betroffenen sogar lebensgefährlich werden, wenn sie zu Objekten solcher Klassifizierung werden.

Für Prinz Leonce stellt sich dieselbe Frage auf anderer Ebene als für seine Untertanen, ganz ohne Umschweife am ehesten vor dem Hintergrund, vor dem sie auch bei König Salomo in [Kohélet](#) aus lebenssatter Höhe abgehandelt wird: „*Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.*“ Prinz Leonce verfügt jedenfalls über die Mittel, es sich weiter gutgehen zu lassen und in Muße über den Sinn seines Tuns und Handelns nachzudenken. Auf jeden Fall verfügt er über ein breites Spektrum von Abwechslung, und seine Reflexionen erfolgen in den reichlichen Mußestunden der in Wohlstand abgesicherten Langeweile.

Im Augenblick stellen sich die Frage nach dem Ort und Sinn ihres Daseins weltweit Millionen von Menschen in einem gesellschaftlich existenziell gefährlichen Rahmen, am überraschendsten wohl in dem lateinamerikanischen Staat Venezuela. Die Menschen, die zu Millionen wegen schlechter Versorgung um ihr Leben fürchten und ihr Land verlassen, bringen schon Nachbarstaaten Venezuelas in die Krise, während eine führende Offiziersclique, beteiligt am internationalen Drogenhandel und seinen Gewinnspannen, das korrupte Maduro-System mit Militär und Milizen aufrecht erhält.

Es macht also einen großen Unterschied, von welcher sozialen Position aus sich die Frage nach einem erfüllten Leben stellt und entsprechend beantwortet wird. Darüber hinaus können Müßiggang und Langeweile auch ohne gesellschaftlichen Hintergrund einfach vor der rätselhaften Tatsache des je individuellen Geborens zu einer Heimsuchung werden, wenn das Leben vor der Möglichkeit seines Nichtseins reflektiert wird, wie es Goethe im „Faust“ mit Mephistopheles vorführt: „*Ich bin der Geist, der stets verneint! // Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, // Ist wert, daß es zugrunde geht; // Drum besser wär's, daß nichts entstünde. // So ist denn alles, was ihr Sünde, // Zerstörung, kurz das Böse nennt, // Mein eigentliches Element.*“ Philosophisch gedacht, handelt es sich dabei um „*existenzielle Langeweile*“.<sup>40</sup>

Wie es dem Titel dieser Domain entspricht, soll untersucht werden, welche Rolle und welcher Stellenwert der individuellen Langeweile in kolonialistischen Zusammenhängen und in kolonialisierten Lebenswelten zukommen kann, wie sehr dabei auch zuweilen das mephistophelische Moment gar nicht so überraschend alles in ein düsteres Zwielficht tauchen mag, selbst wenn die Zerstörungsfantasien etwa im Sturm aufs Rathaus im Karneval oder filmkomödiantisch eingefangen und auf Unterhaltungsniveau herabgedimmt werden wie in „[Hurra, die Schule brennt!](#)“ Dabei stehen Oben und Unten einander gegenüber und stellen die verschiedenen Seiten möglichen Gelingens mit ähnlichen Gewichtungen wie zwischen Prinz Leonce und seinen in ihren Hütten unmündig gehaltenen Untertanen dar, ehe auf neuer Ebene ein anderer gesellschaftlicher oder zumindest institutioneller Zustand für einige Zeit eine bessere Balance schafft.<sup>41</sup>

Die Langeweile als individuelle Befindlichkeit im Kolonialismus als historischer Epoche im Zeitalter der europäischen Expansion aufspüren zu wollen schränkt das Beobachtungsfeld ein, bedarf aber

---

40 Siehe dazu Renate Breuninger, Gregor Schiemann (Hg.), *Langeweile. Ein philosophisches Lesebuch*, Campus, Frankfurt a. M. 2015.

41 Eine multiperspektivische Herangehensweise an das Phänomen der Langeweile, allerdings auch mit der Schwerpunktsetzung vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wird hier entfaltet: *L'Ennui. Histoire d'un état d'âme (XIX<sup>e</sup>-, XX<sup>e</sup> siècles)* sous la direction de Pascale Goetschel, Christophe Granger, Nadine Richard & Sylvain Venayre, Paris: Publications de la Sorbonne, coll. «Homme et société», 2012. Dazu die ausführliche Rezension: Julien Zanetta, *Anatomie du «monstre délicat»*, *Acta fabula*, vol. 15, n° 4, «Autopsie des émotions», Avril 2014, URL: <http://www.fabula.org/revue/document8650.php>, page consultée le 25 juin 2019.

keiner langen Suche. So heißt es schon in einem französischen Konversationslexikon zum Begriff „colonie“ aus dem Jahr 1725, dass die Griechen wie die Römer gewohnheitsmäßig Tempel und andere herrschaftliche Gebäude, „die denen in Rom und anderen Städten Italiens glichen, in den Kolonien errichteten, um den ennui – die Langeweile – der Neuankömmlinge zu besänftigen; und den Flüssen und Bergen der Kolonien gaben sie die Namen von denen, die sie verlassen hatten. So haben Trier, Köln, Toulouse usw. je ihr eigenes Kapitol nach römischem Vorbild; und Verona, Lyon, Vienne, Nîmes, Arles und andere Städte bekamen gleicherweise ihren Zirkus und ihr Amphitheater, von denen einige sehr gut erhalten sind“.<sup>42</sup> Im gleichen Zusammenhang wird vermerkt, dass [Dionysios von Halikarnassos](#) berichte, dass bereits Romulus Kolonien gegründet habe. Keines der Territorien, die er bekriegte und eroberte, habe er zerstört, sondern nur dafür gesorgt, dass die Bewohner das Land verließen, um an ihrer Stelle Römer anzusiedeln.<sup>43</sup> Die zu Hause gebliebenen und für die Kolonie Verantwortlichen kümmerten sich also darum, dass um die fortgegangenen oder fortgeschickten Ansiedler ein Umfeld entstand, in dem sie sich nicht vereinsamt zu fühlen brauchten, sondern ihresgleichen schon an den vertrauten Örtlichkeiten und gemeinsamen Gewohnheiten erkannten.

Daraus ergibt sich eine mögliche Erklärung dafür, warum es seit der Antike ein Interesse an Kolonien gab. Da die Herrschenden zu ihrer Legitimation akklamatorische Zustimmung brauchten, wozu Eroberungserfolge zum Beeindrucken immer taugen, mussten sich nicht so mächtige Nachbarn deshalb immer fürchten, noch mehr, wenn ihr Land etwas an Schätzen besaß, die es woanders nicht gab. Die Menschen jedoch, die schließlich in die Kolonien gingen, um dort zu leben, waren am ehesten ausgeschiedene verdiente Soldaten, die Landeigentum erhielten und die das Regime auf diese Weise an sich band. Dann kamen andere, denen es um Besitz im neuen Territorium ging. Auch junge Militärs oder an Aufstieg in der Verwaltung Interessierte konnten sich in den Kolonien schneller ihre Sporen verdienen, für die sie in der Heimat honoriert wurden.

Das nachrevolutionäre Frankreich eroberte 1830 Alger, woraus sich allmählich die Inbesitznahme ganz Algeriens ergab. Es blieb lange unklar, wozu es dem mit sich selbst beschäftigten Mutterland dienen sollte. Es war nicht einmal sicher, ob es genug Interesse gab, das Land zu halten. Die zum Schutz des Eroberten und der Grenzen benötigten Soldaten entbehrten der Fürsorge, so dass alles schnell wieder verlorengehen konnte. Émile Grand, ein kurz nach der Eroberung Algiers gefallener junger Hauptmann, hinterließ ein Memorandum für militärische Organisationsfragen, indem er dafür warb, dass die Soldaten immer ihren Heeresverband als schnell erreichbaren Rückhalt hatten, von dem aus sie ihre Posten bezogen und wohin sie schnell zurückkehren konnten, damit sie das Gemeinschaftsgefühl vor der Einsamkeit und dem „ennui“ bewahrte. Denn sie mussten das Gefühl haben, überflüssig zu sein und im Lande nichts verloren zu haben. Im Unterschied zu den Arabern waren sie der Fremde ausgesetzt, sobald sie von der Truppe entfernt ihrer Aufgabe zum Schutze eines „leeren“ eroberten Landes nachzugehen hatten. Denn es gab auch noch keine französischen Kolonisten. In den 1830er Jahren war offen, was aus einem eroberten Algerien für das vergleichsweise bevölkerungsschwache Frankreich überhaupt werden sollte und ob sich eine solche Eroberung überhaupt auszahlen würde. Als 1837 seine Beobachtungen in Toulon erschienen, war erst in Ansätzen eine Siedlerbewegung auszumachen, zumal in der Metropole kein gewichtiges Echo und keine Aufmerksamkeit für das eroberte Land entstanden waren.<sup>44</sup> Der französische Kriegsminister,

---

42 Louis Moreri, *Le grand dictionnaire historique ou le mélange curieux de l'histoire sacrée*, Paris 1725, S. 282. – Im zwischen 1773 und 1858 erschienenen Krünitz-Lexikon wird im Quellenverzeichnis für „Colonie“ einiges an Literatur aus dem 18. Jhd. seit 1722 aufgeführt.

43 Zu den Ansiedlungsgewohnheiten in der Antike siehe [Ver sacrum \(Antike\)](#). – Da Siedlungskolonialismus in der Regel davon ausgeht, dass das in Besitz zu nehmende Land „herrenlos“ sei, weil Indigene keine Besitztitel vorweisen konnten, wurden sie in der Regel so behandelt, als gäbe es sie gar nicht, was günstigenfalls ihrer Vertreibung gleichkam.

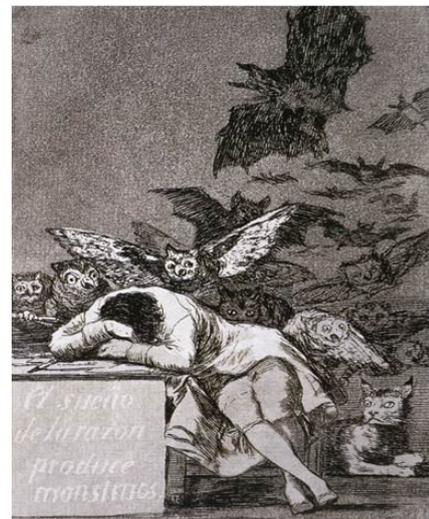
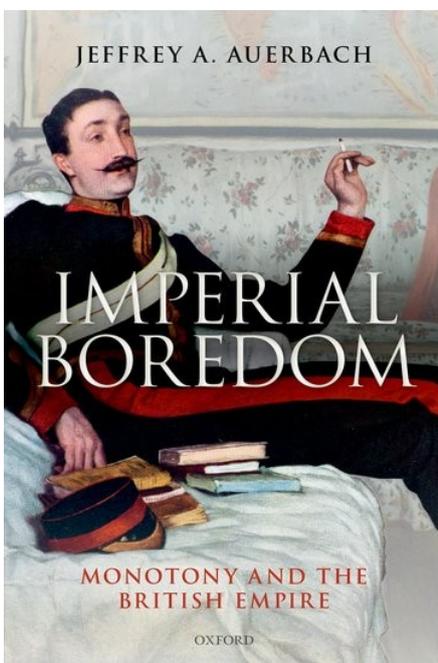
44 *Défense et occupation de la colonie d'Alger. Notes laissées par le capitaine Émile Grand*, Toulon 1837, S. 63, 68, 84 f.

General Simon Bernard, sagte noch 1837, dass Algerien ein steriler Felsen sei, wo man alles hinbringen müsse, außer der Luft, die aber auch schlecht sei.<sup>45</sup> Bis zum Schluss des Algerienkrieges 1962 bedurften die französischen Siedler des Schutzes durch die Armee, die zunächst aus Fremdenlegionären bestand. Die Siedler waren nie so zahlreich geworden, dass sie sich selbst hätten schützen können.

Eric Vuillard setzt mit der Langeweile in seinem „Kongo“-Buch schon am Anfang seines Erzählens an, als er die Berliner [Kongokonferenz](#) von 1884/85 erwähnt und auf die Aufteilung Afrikas unter den europäischen Kolonialmächten zu sprechen kommt. Dabei bringt er das europäische Expansionsprogramm in den großen Nationalstaaten ins Spiel, die sich gern zu Imperien hätten mausern wollen, weil sich mit solchen Absichten auch innenpolitische Akzente setzen ließen und von nationalen Problemen abgelenkt wurde: „Die Franzosen langweilten sich, die Engländer langweilten sich, die Belgier, die Deutschen, die Portugiesen und viele andere Regierungen Europas langweilten sich zu Tode; und da die Zerstreuung wohl ein menschliches Bedürfnis ist und eine immer grimmigere Abhängigkeit von diesem Zerstreuungsbedürfnis entstand, organisierte man zur Zerstreuung ganz Europas die größte Schatzsuche aller Zeiten.“<sup>46</sup>

Auf dem Spielplan des Bonner Schauspiels stand 2014/15 ein Stück, das an dieser politischen Motivation ansetzt: „Herz der Finsternis“ nach der Erzählung von Joseph Conrad, für die Bühne bearbeitet von Jan-Christoph Gockel und David Schliesing. Dort wird der europäische Kolonialismus als eine Ausgeburt der Langeweile auf die Bühne gebracht.<sup>47</sup>

Es ist also auffällig, wie seit dem 18. Jahrhundert die Langeweile auch als ein Kriterium des Kolonialismus beobachtet wird, während sie schon lange zu den ausführlich geschilderten Gemütszuständen in den schönen Künsten, zumal der Romantik gehörte und dort etwa als [Mal du siècle](#) thematisiert wurde.<sup>48</sup>



Francisco de Goya, *Der Traum der Vernunft gebiert Ungeheuer* (1798)

45 Thomas Dodman, *Un pays pour la colonie. Mourir de nostalgie en Algérie française, 1830-1880*: <https://www.cairn.info/revue-annales-2011-3.htm>, S. 743.

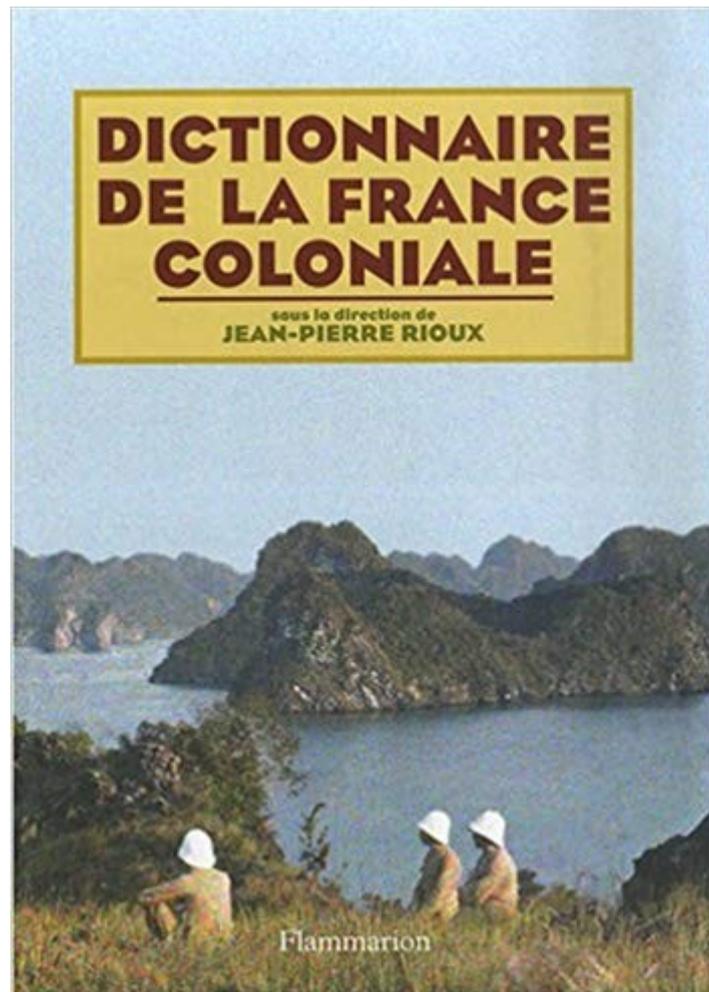
46 Eric Vuillard, *Kongo*, Matthes & Seitz, Berlin 2015, S. 11.

47 Dorothea Marcus, *Premiere in Bonn: Kreuzzug des Lichts*: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/premiere-in-bonn-kreuzzug-des-lichts.1013.de.html?dram:article\\_id=318114](https://www.deutschlandfunkkultur.de/premiere-in-bonn-kreuzzug-des-lichts.1013.de.html?dram:article_id=318114), 23.4.2015.

48 Dazu etwa Mario Praz, *Liebe, Tod Und Teufel. Die schwarze Romantik*, 2 Bde, dtv, München 1970. (Die Romantik fällt zusammen mit der Hochschätzung der Subjektivität. Im Unterschied zur unvermeidbaren situationsbedingten Langeweile wird die existenzielle zu einem gehätschelten und wortreich charakterisierten Gemütszustand.)

2018 hat der Begriff „Langeweile“ als Ansatz sozialer Beobachtung und Analyse auch Eingang in die Geschichtswissenschaft gefunden, und zwar bei Jeffrey A. Auerbach (Professor of History, California State University, Northridge): „Imperial Boredom. Monotony and the British Empire“.<sup>49</sup> Auerbach erforscht die imperiale Langeweile unter fünf Blickwinkeln: „Reisen“, „Landschaften“, „Gouverneure“, „Soldaten“ und „Siedler“.<sup>50</sup> Jürgen Osterhammel hatte schon 1995 in seinem Abriss „Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen“ kurz auf die Folgen verwiesen, die die auf Unwandelbarkeit eingestellte britische „Verwaltungsmaschine“ auf die Kolonisierten hatte. In ihren Zeugnissen fänden sich ständig Klagen über die erdrückende Last der Langeweile.<sup>51</sup>

## 2.2 EINE FRANZÖSISCHE BESTANDSAUFNAHME ZUM KOLONIALDISKURS (2011)



Der Umschlag zeigt eine Szene aus Indochina  
(Typisch die khakifarbene Tracht mit weißem Tropenhelm.  
Bezeichnenderweise zeigt das Foto keine Einheimischen.)

Unter der Herausgeberschaft von [Jean-Pierre Rioux](#) (\*1939) erschien 2007 bei Flammarion (Paris) das „Dictionnaire de la France coloniale“. Wie Rioux als Herausgeber in der Einführung schreibt, wurde es mit der Absicht veröffentlicht, „dem ex-kolonialen Frankreich zu helfen, das Gelände des

49 Oxford University Press 2018. Bei der Umschlaggestaltung ist nicht auszumachen, ob der „weiße Herr“ sich im Mutterland oder in einer „weißen“ Kolonialsiedlung des Empire aufhält.

50 Dazu auch ein entsprechendes Foto aus der britischen Kolonialzeit in Indien in GEO Epoche, Nr. 97, *Der Kolonialismus. Die Welt im Griff Europas*, 2019, S. 18/19

51 C. H. Beck, München 2006, S. 117.

Kriegs der Erinnerungen zu verlassen und an historischer Aufgeklärtheit zu gewinnen“ (S. 16). Damit wird Bezug genommen auf eine Debatte, die unter den Präsidentschaften von [Jacques Chirac](#) und [Nicolas Sarkozy](#) begann und ihren Höhepunkt darin fand, dass Sarkozy 2007 öffentlich eingestand, dass im französischen Kolonialismus zwar unverzeihliche Fehler und Verbrechen begangen wurden, die aber der Vergangenheit angehörten und für die er sich deshalb kein ‚Büßergewand‘ überziehen wolle.<sup>52</sup> Dem war vorausgegangen, dass es 2005 ein – 2006 abgeändertes – Gesetz gab, das eine positive Rolle des französischen Kolonialismus im Schulunterricht vorsah.

Der auch an der [Universität de La Réunion](#) unterrichtende Literaturwissenschaftler und Historiker Norbert Dodille (1948-2012) nahm an der Debatte teil und befürwortete einen Standpunkt, von dem aus den Leistungen des kolonialen Engagements Frankreichs mit Aufmerksamkeit begegnet wird. Dazu veröffentlichte er bei „Presses de l'Université Paris-Sorbonne“ 2011 sein Buch „Introduction au discours colonial“.<sup>53 54 55</sup>

### 2.2.1 DIE KOLONIALE BERUFUNG

Dodille nimmt die Frage „*Qu'est-ce que nous sommes venus faire ici?*“ oder „*Was haben wir hier zu suchen?*“ als Ausgangspunkt. In anderer Form wurde diese Frage [André Gide](#) auf einer seiner Afrikareisen auf einem Schiff gestellt, das ihn in den Kongo brachte: „*Qu'est-ce que vous allez chercher là-bas?*“ Sie ist ein Echo auf die Frage, die sich der in neuem Gebiet frisch angekommene Kolonist stellt: „*Qu'est-ce que je suis venu faire ici?*“ oder „*Was habe ich hier überhaupt zu suchen?*“

Nach Dodille handelt es sich um eine Frage, die sich immer stellt und auf die im Laufe der Jahrhunderte unzählige Antworten gegeben worden seien. Seine Antwort ist die, dass die Berufung nicht immer am Anfang des mehr oder weniger freiwilligen Exils des Kandidaten für den Aufenthalt in den Kolonien steht. Handelt es sich um eine Zivilperson, kommen verschiedene Motive in Betracht, für die der Gang in die Kolonien zur Ausflucht wird: eine unglückliche Liebesgeschichte, ein ganz prosaischer verschleierte Bankrott, unmöglich zurückzahlende Schulden. Hier ist es vergeblich, nach Spuren mutigen Kämpfertums oder nach einem geistigen Erbe zu suchen. Wahrscheinlicher ist eine Mischung verschiedener mehr oder weniger ehrenwerter Motivationen, ob Abenteuerlust, Patriotismus, Ehrgeiz oder bestimmter Interessen. Für diesen Siedlertypus, der das Vorbild für zahlreiche Romane abgab, konnte sich Verschiedenes ergeben. Er konnte doch noch auf den Geschmack der kolonialen Welt kommen, ansässig werden und ein glücklicheres Leben beginnen oder aber noch tiefer fallen und zu einem verlorenen Geschöpf werden. An Zwischentönen fehlte es nicht. Eine ganz einfache Antwort konnte auch darin bestehen, dass jemand sagte: „*Hierher kommt man, um Geld zu verdienen oder im Rang aufzusteigen.*“ Ein ehemaliger Gouverneur im Senegal beschied sich mit etwas anderem: „*Zuweilen frage ich mich, wozu wir auf Kosten unserer Lebenszeit hierher gekommen sind. Zwar hatten wir heroische Anwandlungen. Aber wozu? Unsere Rasse wird sich nie an die Tropenländer klimatisieren. Sie kann hier nur verkaffern.*“

In einem Roman von 1928 – „*Maîtresse noire*“ von Louis-Charles Royer – gelangt die von Schulden beladene Hauptfigur durch die Protektion eines Freundes von Paris in den Sudan in die Kolonialverwaltung. Er verliebt sich in eine Schwarze, die ihn ruiniert und mit einem Pariser Filme-

52 Siehe [Skizzen zu weißer Vorherrschaft auf der Bühne kolonialisierter Lebenswelten](#), S. 21. Dazu auch Françoise Vergès: *Sklavenhandel und das System der Sklaverei: Blinde Flecken im französischen Denken*. Übersetzt von Karoline Feyertag (11.2006): [https://unt.univ-reunion.fr/fileadmin/Fichiers/UNT/UOH/idc/co/module\\_ndodille.html](https://unt.univ-reunion.fr/fileadmin/Fichiers/UNT/UOH/idc/co/module_ndodille.html) <http://eipcp.net/transversal/1206/verges/de> (aufgerufen am 9. Juli 2019).

53 Norbert Dodille, *Introduction au discours colonial*, Presses de l'Université Paris-Sorbonne 2011. Dieses Buch wird auf einer Internetseite der Universität von La Réunion in seiner Gesamtheit wiedergegeben. Ich beziehe mich im Folgenden auf zwei Kapitel: „La vocation coloniale“ und „Vivre en colonie“:

54 <https://unt.univ-reunion.fr/fileadmin/Fichiers/UNT/UOH/idc/co/cours84.html> (aufgerufen am 9. Juli 2019).

55 <https://unt.univ-reunion.fr/fileadmin/Fichiers/UNT/UOH/idc/co/cours83.html> (aufgerufen am 9. Juli 2019).

macher verschwindet. „Was sollte er jetzt in diesen verlassenem Landstrichen machen, inmitten alkoholabhängiger Siedler mit ihren gewichtigen Negerinnen, die nach ranziger Butter und getrocknetem Fisch rochen? Ein weiteres Mal sagte er sich, dass er nie hätte fortgegangen sein sollen.“

Die koloniale Berufung ist erst ein späteres Ergebnis. Zunächst gab es die Forschungsreisenden und Militärs. Die für die Kolonialverwaltung Angeworbenen waren nicht wegen ihrer Begeisterung ausgewählt worden. Die Begeisterung ergab sich erst, als die französische Politik sich aufmerksamer für die koloniale Welt interessierte und ihr einen ehrenwerteren Platz in der Regierung einräumte als sich nur um Leitungsposten zu kümmern. Das geschah erst in der III. Republik 1889, als parallel mit dem Kolonialministerium die wichtige [École coloniale](#) eingerichtet wurde. Erst jetzt bekamen die Kolonialverwalter eine richtige Ausbildung mit Studiengängen in den inzwischen entstandenen Kolonialwissenschaften.<sup>56</sup>



Dodille findet es widersprüchlich und voller Ironie, feststellen zu müssen, dass die koloniale Berufung sich erst in den Eliten verbreitete, als der kolonialen Expansion bereits die Stunde geschlagen hatte. Das geschah in den 1930er Jahren, also in der Zwischenkriegszeit. Höhepunkt war die 6-monatige [Pariser Kolonialausstellung](#) im Jahr 1931. Die Niederlage Frankreichs 1940 und die deutsche Besatzung bis 1944 brachten einen harten Einschnitt: Innerhalb von 40 Tagen niedergeworfen worden zu sein, überall in Paris die deutsche Fahne, endlose Langeweile einer auf sich selbst zurückgeworfenen Hauptstadt ohne frische Farben, in Routine von einer lähmenden Umgebung erstarrt.

Dodille führt Zeugnisse von ehemaligen Kolonialverwaltern in Übersee an:

„1943-44 war ich Student der [École coloniale](#). Eine Zeitlang schloss ich mich der Widerstandsbewegung an. 1944 meldete ich mich als Freiwilliger für den Krieg im Fernen Osten. Als ich nach Indochina abreisen wollte, warb mich die Kolonialschule zur Ablösung eines Verwalters in Afrika an. Die Verwalter waren durch den Krieg von Frankreich abgeschnitten, waren müde, krank oder mussten zurück. Endlich etwas tun zu können stachelte mich an, und ich stimmte zu.“

„Nach Übersee zu gehen und einen Kommandoposten zu übernehmen hieß der Besatzung zu entgehen, die französische Flagge auf dem Kopf zu tragen. Das zählte. Ich schäme mich nicht dafür, das zu sagen. Die Flagge war für mich wichtig. Für mich kam es darauf an, Repräsentant von Frankreich zu sein, beschirmt von der Flagge. Ich zögere nicht, es zuzugeben: ich war stolz.“

„Um ehrlich zu sein, in unseren engen und lauten Städten ersticken wir, unsere Seele bäumt sich traurig auf und schlägt mit den Flügeln wie ein gefangener Vogel. Wir wissen, dass es dort drüben, jenseits des blauen Meeres, ein grenzenloses Land gibt, wo die Sonne strahlend scheint, wo die alte Welt sich ins Unendliche auflöst, wo uns Gefahr noch Leiden nicht viel ausmachen, weil der Traum sie verschlingt, und unser Leben strebt nach dieser Freiheit.“

---

56 Siehe dazu Olivier Le Cour Grandmaison, *L'Empire des hygiénistes. Vivre aux colonies*, Fayard, Paris 2014.

## 2.2.2 LEBEN IN DEN KOLONIEN

Wichtig war es, einen [Tropenhelm](#) zu tragen. Er ist gewissermaßen das koloniale Emblem. Hampaté Bâ<sup>57</sup> macht ihn in einem berühmten Roman zum Signal der Ankunft des „*Weißes Mannes*“. Bei den Einheimischen löst er sofort Ergebnisreflexe aus: *„Sobald man einen Weißen mit Tropenhelm, egal, ob alt, schmutzig und verbeult, kommen sah, dachte man nur noch an eins: Hühner, Eier, Butter und Milch zu holen, um sie „Monsieur Casqué“ (~ behelmter Monsieur) als Gabe darzubringen.“*

Der Helm wurde für den Neuankömmling zum Gegenstand langatmiger Ausführungen. *„Die einen meinen, dass man den Helm beständig tragen müsse, auch zu Hause, selbst nach Sonnenuntergang; andere lächeln voller Verachtung darüber und empfehlen das Tragen eines Filzhutes; und jeder hält sich für den Zeugen der besten Doktrin.“*

Größeres Augenmerk als dem Helm gilt der Haltung der Kolonisten der Demokratie gegenüber, die gewissermaßen im Tropenhelm ihren Ausdruck findet. Dodillon setzt im 18. Jahrhundert bei [Adam Smith](#) an. Der hebe den menschlichen Stolz auf das Privileg hervor, nicht nur Sklaven zu besitzen, sondern vor allem ihr Herr und Meister zu sein. Tocqueville spricht davon, dass aus den europäischstämmigen Kreolen eine neue Aristokratie in den Kolonien hervorgegangen sei. Zwar habe die Französische Revolution die aristokratische Vormacht zeitweilig zum Erliegen gebracht, aber nicht das aristokratische Gefühl, das auch auf andere Weise Gestalt annehmen kann.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts habe sich der Künstler gegenüber der „bürgerlichen“ Welt mit aristokratischem Habitus hervorheben wollen: er stellte sich als überlegen, andersartig und distinguiert dar.

Dieser Wunsch nach dem Aristokratischen könne auch als Heimweh bezeichnet werden, aber weniger nach einer wirklichen Vergangenheit als vielmehr nach einer geträumten. Bei den Kolonisten tauche sie mit bedeutsamem Nachdruck auf. Darüber gäben viele Texte Aufschluss.

Das Vergnügen, bedient zu werden, und zwar aufmerksamer, als es je in Frankreich möglich wäre, nimmt den Reisenden schon bei der Ankunft in den Kolonien gefangen. Ein Auguste Billiard,<sup>58</sup> der 1817 in La Réunion ankommt, verwandelt sich umgehend in einen Kolonialisten:

*„Am ersten Tag ist man noch verwirrt im Umgang mit den Sklaven; man fürchtet, ihnen entweder zu nahe zu kommen oder auf zu viel Distanz zu gehen, man weiß nicht, wie man sie ansprechen soll; am nächsten Tag kommandiert man sie herum, als hätte man es nie anders gemacht. Man zögert nicht mehr zu sagen: ‚Du da, bring mir dieses kleine Paket; du da, gib mir meine Pantoffeln oder meinen Hut.‘ Schnell gewöhnt man sich daran, seine Hände ruhen zu lassen und sich nur noch geistig zu beschäftigen.“*

Man überrasche Billiard dabei, wie er einer Art purer Lust verfällt. Er sei gewiss kein Anhänger der Sklaverei, aber jemand, der sich zu Neigungen bekennt, die er ohne weiteres als natürlich empfindet.

Der Kolonist des Jahrhundertendes und des Anfangs des 20. Jahrhunderts empfinde ebenso – und das sehr intensiv –, wenn er in die koloniale Elite hineinwachse. Manchmal nimmt er sich sogar die Zeit, das zu analysieren:

---

57 Âmadou Hampaté Bâ, *L'Etrange Destin de Wangrin, ou Les roueries d'un interprète africain*, coll. Domaine étranger, 10/18, Paris 1999.

58 Auguste Billiard et Jean-Pierre Bachasson Montalivet, *Voyage aux colonies orientales, ou, Lettres écrites des îles de France et de Bourbon pendant les années 1817, 1818, 1819 et 1820, à M. le cte de Montalivet, pair de France, ancien ministre de l'intérieur, etc*, Paris, Librairie française de l'Advocat, 1822.

„Was gibt es in diesen verdammten Ländern so Anziehendes, wo man vor Hitze im Sommer eingeht und im Winter vom Fieber zittert, wo man an der Leber, der Milz, am Darm erkrankt und an allem leidet? Das liegt daran, dass wir Weiße unter Farbigen sind, das heißt Wesen, die ihrem Umfeld so überlegen sind, dass es kein gemeinsames Maß zwischen den anderen und uns gibt. Wir bewegen uns nicht mehr auf Augenhöhe. Und diese Überlegenheit kann man uns nicht mehr streitig machen. Wir tragen sie in unserem Gesicht. Sie bleibt an uns haften. Wir sind die erobernde Rasse inmitten der Masse der Besiegten. Was soll uns noch irgendein Unglück anhaben? Ein mittelloser Adeliger bleibt immer noch ein Adeliger. Selbst als ich schmutziger und zerlumpter als der letzte Vietnameser war, lachte keiner, als er an mir vorüberging. Sie zollten mir weiter Respekt. Im Übrigen weiß ich mir auch Respekt zu verschaffen: es ist nicht gut für einen Hintern, sich in dem Umkreis meines Fußes zu befinden, selbst wenn ich barfuß bin. In Frankreich kannst du niemanden ohrfeigen oder in den Hintern treten, ohne dich in endlose Scherereien zu verwickeln. Man wird hinabgezogen. Alle sind gleich! Das ist absurd, monströs und gegen die Natur! War man einmal ein Herr, lässt sich die demokratische Luft nicht mehr atmen.“

Darin ist alles enthalten: das schwierige Leben in den Kolonien, das Krankheiten und manchmal dem Tod ausgesetzt ist, werde nichtig gegenüber diesem brutalen, berausenden Gefühl, sich zu unterscheiden, sich in der Rolle des Herrn zu sehen. Der Kolonist sei ein Aristokrat, etwas, was man nicht mit Geld kaufen kann wie im Ancien Régime vor der Revolution, sondern einfach aufgrund der Tatsache des Exils, weil man sich nicht mehr im Vaterland, sondern auf erobertem Gebiet befinde.

Die Rasse, der der Kolonist angehöre, hänge nicht von adeligem Blut ab, sondern von seiner Hautfarbe und davon, zu einem Siegervolk zu gehören. Weiß unter Farbigen zu sein sei ein absolut unveräußerliches Unterscheidungsmerkmal, sichtbar, und das umso wirksamer, weil es sich in ein Kastensystem mit seinen Unterschieden einpasst, die mit Rasse zusammenhängen und in den kolonisierten Gesellschaften gelten. Bei den Einheimischen gelte die Hierarchie, und der Weiße setzt ihr nur die Krone auf, als hätte er einen legitimen Erbspruch darauf. „*Der Grund des Kolonialismus*“, schreibt Pujarniscle, „ist das Gefühl, dass Rassen ungleich sind.“<sup>59</sup>

Von daher war die Bezugnahme auf die europäische Demokratie unausweichlich. In Frankreich gelte der Kolonist nichts mehr. Er werde sich dessen umso mehr bewusst, wenn er dort seine Besuche mache. Diese erlauben ihm, sich in Erinnerung zu rufen, dass er sich von seinen Landsleuten unterscheidet. Dem sich als adelig empfindenden Kolonisten widerstrebe es, sich unter die Menge zu mischen, die ihm gleicht, ohne dass er ihr ähnelt. Er kann keine Ameise mehr im Ameisenhaufen sein. Schon die Straßenbahnfahrt wird zu einer belästigenden Zumutung wegen der verhassten Gleichmacherei, die jeden zu einem bloßen Fahrgast macht.

Die kolonialen Texte quellen über von solchen Wahrnehmungen. Dabei können Unterschiede zwischen den Kolonien gemacht werden, wenn beobachtet wird, dass sich der Kolonist in Asien und Afrika in verschiedenen Welten bewegt. Während die Afrikaner als geschichts- und kulturlos gelten, könne den Asiaten zugestanden werden, im Besitz alter Zivilisationen zu sein. Deshalb werde der Kolonist dort trotz seines Weißseins nur als ein Individuum unter anderen angesehen, ob er sich in Ceylon, Indien oder Bengalen unter Buddhisten, Hinduisten oder Muslimen bewegt. Leicht stoße man auf die willentliche Barriere des Unverständnisses, wenn nicht sogar der Verachtung.

Dodille verweist noch auf etwas anderes, dass nämlich französische Kolonisten in Afrika Anstoß daran genommen hätten, dass Frankreich schwarze Soldaten aus Afrika für den Dienst im Ersten Weltkrieg rekrutierte. Mit den Franzosen in Frankreich gewissermaßen auf Augenhöhe gebracht, hätten sie den König nackt gesehen. Die Franzosen waren keine Herren mehr, wie sie es von Afrika her gewohnt waren, sondern sie gehörten verschiedenen Klassen an, kamen aus Garnisonen oder

---

59 Eugène Pujarniscle, *Philoxène ou de la littérature coloniale*, Firmin-Didot et Cie, Paris 1931.

aus anderen Massenunterkünften. „*Sie wissen genau, für wieviel oder für wie wenig Geld man sich eine Prostituierte – eine Weiße, eine Französin! – kaufen kann!*“ Zurück in Afrika, gehorchten sie nicht mehr, wurden arrogant und aufsässig.

Der Kolonist habe eine phobische Angst vor der Gleichheit. Über die Verachtung hinaus vielleicht auch eine gehörige Portion Misstrauen gegenüber dem Mutterlandfranzosen, der vom Unterschied der Rassen nichts verstehe.<sup>60</sup>

Schaut man sich noch einmal die Frage „*Qu'est-ce que nous sommes venus faire ici?*“ an, die Dodille für immer wieder unausweichlich hält, so kann die rassistische Überheblichkeit des „*weißen Mannes*“ als das Hauptkriterium der kolonialistischen Verlockung nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieses Selbstbewusstsein auf der Tatsache beruht, dass der Kolonisator oder der Kolonialist in die Rolle des Siegers in einem Gewaltverhältnis geraten ist, das ihn gegenüber den Empfindungen und Wahrnehmungen des Kolonisierten abstumpft und unempfindlich macht. Die allen Menschen zukommenden Rechte sind auf jeden Fall aufgekündigt. In der Frage, in der auf einmal die eigene Rolle auf den Prüfstand gerät und der Fragende sich beobachtend neben sich selbst stellt, kann jedoch, wenn die Selbstreflexion eine *lange Weile* anhält, sich die Chance eröffnen, den Kolonisierten als Menschen wahrzunehmen, mit dem man das Menschsein teilt, und das Gewaltverhältnis für beide aufzulösen. Aber dieser individuelle Impuls leistet auf Dauer nichts. Es bedurfte anderer Einsätze, um Dekolonisationsbewegungen in Gang zu setzen.<sup>61</sup>

Zwar erinnert der Schweizer Historiker [Urs Bitterli](#) daran, dass es „*fast vom selben Augenblick an, da Europäer ihren Fuß auf einen überseeischen Kontinent setzten*“, auch Kolonialismuskritik gab, und zwar immer von Europäern, die selbst dabei und Augenzeuge waren.<sup>62</sup> Das hat freilich nichts am Gang der kolonialistischen Expansion geändert, bis er in der Bekämpfung und im Sieg über den Nationalsozialismus und das deutsche NS-Regime mit den entsprechenden besonderen deutschen Aufarbeitungsformen zu sich selbst gekommen ist, ohne dass dabei der Kolonialismus selbst auf den Prüfstand geriet, dem indessen alles abgeschaut worden war. Das ist dem Phänomen geschuldet, dass das kolonialistische Konzept von Übersee auf einmal auf den europäischen Kontinent übertragen wurde, indem die Weißen selbst einer rassistischen Ausdifferenzierung unterzogen wurden und außer der „*arischen Rasse*“ alle anderen Europäer zu Kolonisierten werden sollten und für die Weltkriegsjahre zwischen 1939 und 1945 auch wurden.<sup>63</sup> Im Ersten Weltkrieg, dem „*Großen Krieg der weißen Männer*“ (Arnold Zweig) ebenfalls schwerpunktmäßig auf dem europäischen Kontinent ausgetragen,<sup>64</sup> fielen die beteiligten europäischen Nationen noch unterschiedslos, aber nicht weniger *total* übereinander her, wobei schon Erfahrungen aus den Kolonialkriegen in Übersee

---

60 Dodillon bringt selbstverständlich auch den Begriff „Rasse“ auf den Prüfstand seiner „Einführung in den kolonialen Diskurs“: „La question des races“, „Des différences de l'Autre ou l'Autre n'est pas toujours le même“, „La situation coloniale“.

61 An Gestalten wie [Frantz Fanon](#), [Hô Chí Minh](#) oder [Albert Memmi](#), aber auch an [Mohandas Karamchand Gandhi](#) wird es dann liegen, die weltweiten Dekolonisationsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg zu befeuern.

62 Urs Bitterli, *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Die europäisch-überseeische Begegnung*, dtv, München 1982, S. 432. Dazu [Bartolomé de Las Casas](#), [Francisco José de Jaca](#), [Épiphane de Moirans](#).

63 Dafür gab es Vorläufer: In Frankreich wurden bei den revolutionären Aufständen 1848 die Aufständischen als „Beduinen der Metropole“ bezeichnet und von der französischen Kolonialarmee, der Armée d'Afrique niedergedrungen. Franco bekämpfte, mit seinen Truppen vom Kolonialeinsatz aus Nordafrika kommend, im Spanischen Bürgerkrieg die Republikaner als „Mauren des Nordens“. So begann das kolonialistische Konzept das nationalstaatlich etablierte Standeschichtungsmodell der bürgerlichen Gesellschaft zu überlagern, indem nach Vorgaben der imperialistisch-kolonialistischen Betrachtungsweise aus „Klasse“ „Rasse“ werden konnte.

64 Siehe dazu: H.-Georg Lützenkirchen, *Gegen das Verdrängen. Anmerkungen zu Arnold Zweigs Zyklus ‚Der große Krieg der weißen Männer‘* (<https://literaturkritik.de/id/12488>). – Der Krieg wird dann damit enden, dass Preußen und der „Vielvölkerstaat“ Österreich-Ungarn dekolonialisiert werden und auf ostmitteleuropäischem Boden neue Nationalstaaten entstehen.

zum Tragen kamen.<sup>65</sup> Eine erste kolonialistische Eskapade von deutscher Seite in Richtung Osten erfolgte im kurzfristig existierenden „Land Ober Ost“, wo die Erfahrungen der deutschen Soldaten dem verwirrenden einheimischen Vielvölkergemisch gegenüber rassistische Überheblichkeitszüge annahmen. Die in „Ober Ost“ entwickelten kolonialistischen Ordnungsvorstellungen sollten dann erinnerungsträchtig für die Weltkriegsplanungen von Hitler und Himmler, namentlich für den Polenfeldzug und das anschließende „[Unternehmen Barbarossa](#)“ werden. Mit dem Sieg über das NS-Regime war dessen kolonialistisches Unternehmen, nämlich „Lebensraum im Osten“ zu erobern, zwar gescheitert, aber die Sowjetunion als Siegerin weitete ihr eigenes Kolonialsystem mit Satellitenstaaten bis zum „Eisernen Vorhang“ aus, bis nach dem Fall der „Berliner Mauer“ 1989 1991 auch dem größten kolonialen Kontinentalimperium mit dem Zerfall der Sowjetunion die Stunde schlug.

---

65 Man lese dazu Eric Vuillard, *Ballade vom Abendland*, Matthes & Seitz, Berlin 2018.

### 3 DAS BRITISCHE EMPIRE IN ZWEI ENGLISCHEN KOLONIALROMANEN AUS DEN 1930ER JAHREN

#### 3.1 GEORGE ORWELL, „TAGE IN BURMA“ (1935)

Als die Alliierten sich darauf vorbereiteten, sich nach dem vom NS-Regime begonnenen Krieg miteinander darüber abzusprechen, mit welcher Legitimation sie ihren Kampf gegen den Faschismus demokratisch begründen könnten, einigten sich zunächst Präsident Roosevelt für die USA und Churchill für Großbritannien auf gemeinsam zu vertretende Prinzipien, die sie am 14. August 1941 in der [Atlantik-Charta](#) niederlegten. Ihr schlossen sich während des Krieges andere europäische Nationen einschließlich der polnischen und tschechoslowakischen Exilregierungen an. Damit war gleichzeitig vorbereitet, woraus sich nach dem Krieg das Selbstverständnis der [Vereinten Nationen](#) ergeben würde.

[George Orwell](#), der seit 1929 wegen seiner sozialistischen Standpunkte geheimdienstlich beobachtet wurde, äußerte sich schon 1939 zur britischen Politik, der er absprach, sich im Namen hehrer Prinzipien gegen den Nationalsozialismus engagieren zu können, weil sie in den Kolonien des Empire alles andere als demokratische Prinzipien anwendete. In seinem Artikel „Not Counting Niggers“ legte er das öffentlich dar, indem er die Widersprüche deutlich benannte. Nach Orwell war das zu Kriegszeiten auch die Sichtweise von [Karl Korsch](#) und [Simone Weil](#). Korsch schrieb 1942 in der amerikanischen Emigration: „Die Neuheit der totalitären Politik ergibt sich aus der Tatsache, dass die Nazis auf die ‚zivilisierten‘ europäischen Völker die Methoden ausgeweitet haben, die bisher den ‚Eingeborenen‘ und den ‚Wilden‘ vorbehalten waren, die außerhalb der so genannten Zivilisation lebten.“<sup>66</sup> Simone Weil verfasste 1943 für [France libre](#) in London ihren letzten Text vor ihrem Tod zur Kolonialfrage und schrieb, „dass Deutschland auf den europäischen Kontinent und im allgemeineren Sinne auf die Länder der weißen Rasse koloniale Eroberungs- und Herrschaftsmethoden anwendet“. Tschechen und Böhmen hätten dagegen protestiert, einem solchen Regime als Erste in Europa unterworfen worden zu sein. Untersuche man die Vorgehensweisen der europäischen kolonialen Eroberungen, sei die Übereinstimmung mit den „hitleristischen Methoden“ offensichtlich.<sup>67</sup>

George Orwell positionierte sich 1939 deutlich in Bezug darauf, wie der alliierte Kampf gegen den Nationalsozialismus nur legitimiert werden könne, nämlich nur so, dass die später in der Atlantik-Charta formulierten Prinzipien weltweite Geltung erhielten. In „Not Counting Niggers“ (Neger nicht mitgezählt) wandte er sich an die englische Öffentlichkeit, um die Engländer ihrer unaufrechten Propaganda gegen das NS-„*Sklavenimperium*“ zu bezichtigen, indem sie Großbritanniens Imperium als völlig anders geartete „*Familie freier Völker*“ ausgaben: „Welche Bedeutung hätte es, Hitlers System zu stürzen, um etwas zu stabilisieren, das viel größer und auf andere Art genauso schlimm ist?“<sup>68</sup> Der britische Historiker [Mark Mazower](#) betont, dass die meisten Menschen sich weigerten, diese Verbindung so zu sehen, denn „die Vorstellung, Europäer sollten anders behandelt werden als der Rest, verschwand nicht einfach über Nacht, bloß weil die Nationalsozialisten die Wirklichkeit des Kolonialismus auf den Kontinent gebracht hatten“.<sup>69</sup>

66 Enzo Traverso, *Moderne und Gewalt. Eine europäische Genealogie des Nazi-Terrors*, Köln (Neuer ISP Verlag) 2003, S. 53 f.

67 Simone Weil, *Über die Kolonialfrage in ihrem Zusammenhang mit dem Schicksal des französischen Volkes*. In: *Lettre international*, Heft 89, Berlin 2010, S. 34–38; hier S. 35. – So wird [Aimé Césaire](#) in seinem Rede-Text [Über den Kolonialismus](#) (fr. 1955, dt. 1968) auch argumentieren und die französische Öffentlichkeit noch 1994 gegen sich aufbringen.

68 Zitiert bei Mark Mazower, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, C. H. Beck, München 2009, S. 542.

69 Ebd.

George Orwell hatte seine eigenen Erfahrungen mit britischer Politik in Übersee gemacht. Dazu heißt es bei Wikipedia:

„Am 27. Oktober 1922 schiffte er sich nach [Mandalay](#) ein, wo er am 29. November ankam. 1923 begann er dort als Anwärter seine Ausbildung zum Assistent Superintendent of Police in der britischen Polizeischule, der Indian Imperial Police. Er wurde in Recht und den Landessprachen Hindustani und Burmesisch unterrichtet. Nach der Abschlussprüfung war er ab Anfang 1924 als Distriktleiter in Myaungmya, Twante und Syriam im Schwemmland des [Irawadi-Delta](#) tätig. 1926 wurde er in [Moulmein](#) und in Katha in Ober-Burma eingesetzt. Bis 1927 übernahm er diverse Funktionen in der Kolonialhierarchie.“

Die in Burma gemachten Erfahrungen dienten ihm als Grundlage für die Abrechnung mit einer schwer erträglichen Lebensphase in Romanform 1935.<sup>70</sup> Da bleibt nichts übrig von dem, was Rudyard Kipling 1890 in seinem Gedicht „Mandalay“ bedichtete:

„... hier in London geht's mir auf, wovon altgediente Soldaten berichten:  
,Wenn dich einmal der Ruf des Ostens ergriff, kannst du auf alles andre verzichten...‘ “

### 3.1.1 ZUM INHALT VON „TAGE IN BURMA“: EINTAUCHEN IN DIE IMPERIALE LANGEWEILE

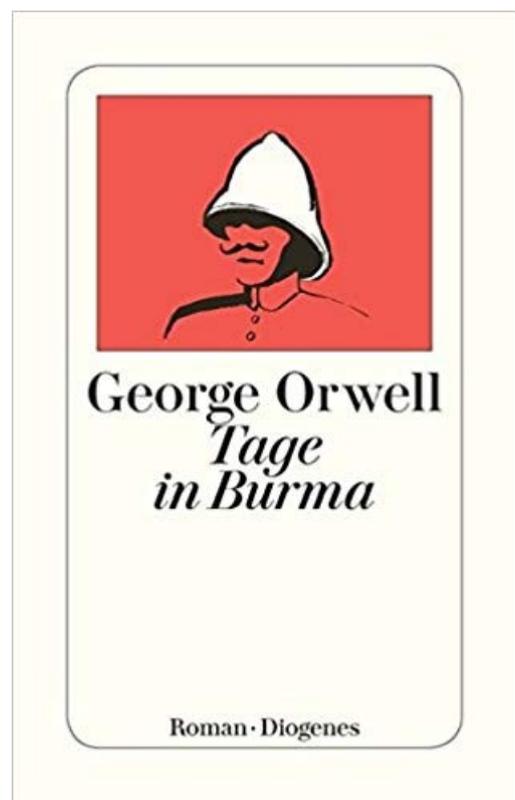
Wie der Titel ankündigt, spielt der Roman in Burma, das auch Birma genannt wird und heute als die „Republik der Union [Myanmar](#)“ firmiert. Burma gehörte in den Einflussbereich der [Britischen Ostindien-Kompanie](#) und wurde im 19. Jahrhundert Teil von [Britisch-Indien](#). Die britische Herrschaft wurde im Zweiten Weltkrieg durch die imperialistischen Absichten Japans unterbrochen, aber 1945 nach der Niederlage Japans fortgesetzt, bis Burma 1948 in die Unabhängigkeit entlassen wurde.

Der Erste Weltkrieg hatte mit dem Friedensschluss im Versailler Vertrag auf Kosten Preußens und des Zusammenbruchs der österreichischen Habsburgermonarchie zu ersten Dekolonisationen in Europa mit den Staatsgründungen von Polen und der Tschechoslowakei als unmittelbaren Nachbarn des Deutschen Reichs geführt. Für den Staatswissenschaftler [Moritz Julius Bonn](#) stand 1932 fest, dass auf der ganzen Welt die Zeichen auf Antikolonialismus hinwiesen und die Dekolonisationsbewegungen Fortschritte machten.

Der Roman spielt Mitte der 1920er Jahre vorwiegend im *Europäischen Club* einer kleinen Stadt in Ober-Burma.

Man meint dort die auflösenden Wirkungen der Demokratie und die wachsende Aufmüpfigkeit der Burmesen zu spüren. Vor dem Krieg seien sie netter und respektvoller gewesen (S.34).

Orwell lässt die Auflösungserscheinungen britischer Herrschaft bereits in der Anordnung seiner Kapitefolge anklingen, indem er im ersten Kapitel einen burmesischen Distriktrichter eine Intrige initiieren lässt, die im Schlusskapitel zum Erfolg führt und die englischen Kolonialherren vor den



<sup>70</sup> Ich folge der Ausgabe George Orwell, *Tage in Burma*, Diogenes, Zürich 1986 (detebe 20308).

Kopf stößt, weil es zum ersten Mal einem Einheimischen gelingt, Mitglied des *Europäischen Clubs* zu werden. Bis dahin hat sich der Club, der insgesamt nur acht englische Mitglieder hat (S. 206), zu den wenigen in Burma gezählt, nie einen *Orientalen* – so die koloniale Bezeichnung für alle Asiaten, wenn die Club-Mitglieder sie in ihren herablassenden Gesprächen nicht „Schwarze“ oder „Nigger“ nennen – als Mitglied aufgenommen zu haben. Die europäische Hauptfigur des Geschehens, der Holzhändler John Flory, erschießt sich als eines der Opfer der Intrige und reiht sich in die „ziemlich große Anzahl von Selbstmorden unter den Europäern in Burma“ (S. 313) ein.

Der Distriktrichter U Po Kyin wird als 56-Jähriger vorgestellt, der sich aber noch nicht am Ende seiner Karriere angekommen sieht. Er war ein Junge, als er die siegreichen englischen Truppen einmarschieren sah. Sie beeindruckten ihn so sehr, dass er alles unternehmen will, es ihnen gleichzutun. Seine Armut ist anfangs sein größter Hemmschuh, so dass er etliche Umwege gehen muss, um eine Stelle in der von den Engländern eingerichteten einheimischen Kolonialverwaltung zu bekommen. In der Hauptstadt Rangun gelingt es ihm, in den Basaren einiges an Geld zu erwerben. Mit kleinen Diebstählen und Erpressungen schafft er sich eine Basis, mit der er sich in eine Regierungsstelle einkauft, von der aus er aufsteigen kann. Seine Rechtsprechung als Richter verhilft ihm schließlich zu Ansehen. Sie beruht jedoch ausschließlich darauf, dass er die Parteien, die von ihm in ihr Recht gesetzt werden wollen, zunächst gegeneinander ausspielt, reichlich Bestechungsgelder von beiden nimmt, bis er den Fall nach streng rechtlichen Normen entscheidet. Im Bewusstsein, angreifbar zu sein, sichert er sich nach allen Seiten so ab, dass er für jede gegen ihn vorgebrachte Beschwerde Zeugen zu seinen Gunsten aufbieten kann. Trotzdem gelingt es ihm nicht, in die Nähe der Europäer zu kommen. Ein indischer Arzt, Dr. Veraswami, anerkannter Zivilchirurg und Gefängnisdirektor, der als Arzt auch die Europäer der Stadt behandelt, ist jemand, der ihm zeigt, dass es Möglichkeiten dafür gibt. Ihn innerhalb von drei Monaten bei den Europäern in Verruf zu bringen würde für ihn einen großen Schritt bedeuten, Anerkennung zu gewinnen.

Der 1890 geborene John Flory wird eine wichtige Schachfigur in U Po Kyins Intrige werden. Seine Jugend in England war vor allem in der Schule eine böse Erfahrung, weil er wegen eines großen Muttermals in der linken Gesichtshälfte zwischen Auge und Mundwinkel beständigem Spott ausgesetzt war. Als 20-Jähriger kommt er nach Burma, wo er Anstellung bei einer Holzfirma findet. Er verlebt eine umtriebige Anfangszeit mit jeder Art von Ausschweifungen mit seinesgleichen in Rangun und Jagdausflügen in den Dschungel. Das Schlimmste in Burma ist für ihn das ekelhafte, eintönige Essen, das mit Trinkgelagen ausgeglichen wird. Als 1914 der Krieg ausbricht, ist er schon im Dschungel in Ober-Burma und zieht es vor, dort zu bleiben. Der Osten hat ihn schon verdorben, und er will „seinen Whisky, seine Diener und seine burmanischen Mädchen nicht mit der Langeweile des Exerzierplatzes und der Anstrengung grausamer Märsche vertauschen“ (S. 77). Als 27-Jähriger ist er allerdings von acht Jahren „Leben im Osten, Fieber, Einsamkeit und zeitweise[m] Trinken gezeichnet“. Längst hat er einen immer bittereren „Hass auf die ihn umgebende Atmosphäre von Imperialismus“ entwickelt (S. 77).

Er lebt in einem der europäischen weißen Häuser wie alle Engländer getrennt und abgegrenzt von der Eingeborenenstadt. Er hat zu seiner Versorgung eine Dienerfamilie. Ab und zu besucht ihn eine junge einheimische Mätresse, die sich durch ihre Beziehung zu ihm einen Status erwirbt, mit dem sie sich ausgezeichnet fühlt. Der Klub – „die geistige Zitadelle, der eigentliche Sitz der britischen Macht, das Nirwana, nach dem die eingeborenen Beamten und Millionäre vergeblich schmachten“ – ist für ihn ein öder Ort mit den immer gleichen Gesichtern und den rassistischen Reden über das stinkige Land, von dem sie sich abgestoßen fühlen und dem sie wünschen, von ihnen verlassen zu werden, damit die „Scheißeingeborenen“ (S. 29) einsehen, was sie von den Engländern wirklich hätten haben können. Flory muss sich sehr zurückhalten und folgt – in seinen Augen „feige“ – dem „Gentleman-Code“: „Unser Prestige aufrecht erhalten, / Die feste Hand (ohne Samthandschuh), / Wir Weißen müssen zusammenhalten, / Gib ihnen den kleinen Finger, und sie nehmen die ganze

*Hand, und / Esprit de corps*“ (S. 213). Dr. Veraswami bietet ihm die einzige Möglichkeit, sich frei aussprechen zu können und sein Missfallen an seinen Kollegen wie am gesamten britischen Imperialismus zu äußern. Dabei ist es von besonderem Reiz, dass der Arzt eine äußerst hohe Meinung von allem Britischen hat und alle Einrichtungen des Empire heftigst vor Flory in Schutz nimmt.

Als mit einem englischen Ehepaar deren verwaiste 22-jährige Nichte Elizabeth mit der Absicht auftaucht, möglicherweise in Burma einen Mann zu finden, sieht Flory eine Chance, seine Einsamkeit zu überwinden und sich eine erfüllte Zukunft vorzustellen. Er zahlt seine Mätresse aus und verabschiedet sie, um sich ganz auf Elizabeth zu konzentrieren, die nicht abgeneigt scheint, sich mit ihm zu unterhalten, obwohl sie den Eindruck hat, dass er sie in zu große Nähe zu den Eingeborenen bringt, auf die sich Flory im Unterschied zu seinen Kollegen immer wieder einlässt, weil er ihre alte Zivilisation auch schätzen gelernt hat. Die beiden machen Ausflüge, verlieben sich ineinander trotz der immer wieder auftauchenden Kommunikationsstörungen und Misshelligkeiten in Bezug auf Florys Umgang mit der einheimischen Bevölkerung oder mit den beiden Eurasiern des Ortes. Flory möchte ihr schließlich einen Heiratsantrag machen. Dazu kommt er jedoch nicht. Denn die Tante von Elizabeth hat eine Gelegenheit entdeckt, in der sie eine angemessenere Verbindung für ihre Nichte sieht, nämlich mit dem frisch angekommenen jungen, stattlichen Polizeioffizier Verrall, der aus „*gutem Hause*“ stammt. Sie erzählt Elizabeth, dass Flory *sich eine eingeborene Mätresse halte*, womit es ihr umgehend gelingt, dass Elizabeth sich von Flory abwendet und sich auf Verrall einlässt.

U Po Kyins Unterfangen hat inzwischen Gestalt angenommen. Es gelingt ihm, Dr. Veraswami bei der Kolonialverwaltung so in Verruf zu bringen, dass es scheint, als könne er sofort wegen illoyalen und antibritischen Verhaltens und Aufwiegelei von seinen Funktionen entbunden werden. Als ein englischer Forstdirektor einen von U Po Kyins Leuten aufgehetzten Eingeborenen erschießt, wird dieser jedoch nach Tagen auch tot aufgefunden, und es kommt zu einer Revolte in der Stadt, die nur dank des Eingreifens von Dr. Veraswami und Flory befriedet werden kann. Flory unternimmt es daraufhin, nachdem von der britischen Verwaltung den Weißen nahegelegt wurde, verdiente Eingeborene in den *Europäischen Clubs* aufzunehmen, seinen Freund vorzuschlagen. Da das *Unverzeihliche* geschehen ist, dass nämlich ein *weißer Mann* ermordet wurde (S. 264), stehen die Chancen für den Arzt als neues Clubmitglied schlecht.

Als Verrall Burma verlässt, ohne dass sich eine Verbindung mit Elizabeth ergeben hätte, neigt diese sich wieder Flory zu. U Po Kyin hat jedoch die ehemalige Mätresse Florys dafür gewonnen, ihn bei einem Gottesdienstbesuch wegen seiner einstigen Verbindung mit ihr in aller Öffentlichkeit als niederträchtigen Menschen bloßzustellen. Damit hat Dr. Veraswami seinen Fürsprecher für die Aufnahme in den Club verloren, und Flory erschießt sich aus Verzweiflung mit seinem Jagdgewehr. Weil die Intrige gegen Dr. Veraswami so geschickt eingefädelt war, musste am Schluss etwas an ihm hängen bleiben, wozu dann auch noch seine Freundschaft mit Flory beitrug. Der Arzt wird seiner Funktionen entbunden und nach Mandalay versetzt. Damit ist es U Po Kyin gelungen, Mitglied im Club zu werden, hat aber nichts mehr davon, weil er vom Schlag getroffen wird.

Der Roman endet damit, dass Elizabeth doch noch einen Mann findet. Es ist ein älteres Clubmitglied, ein stellvertretender Distriktchef und damit eine bessere Partie als Flory: „*Elizabeth ist erstaunlich rasch reif geworden, und eine gewisse Härte im Auftreten, die ihr immer zu eigen war, hat sich verstärkt. Ihre Diener leben in Schrecken vor ihr, obwohl sie kein Wort Burmanisch redet. Sie hat eine erschöpfende Kenntnis der Zivilliste und weiß die Gattinnen von untergeordneten Beamten in ihre Schranken zu weisen, erfüllt also mit völligem Erfolg die Stellung, für die sie von Anfang an bestellt war, die einer Burra Memsahib*“<sup>71</sup> (S. 318).

---

71 „Frau von Bedeutung“.

### 3.1.2 REGELN IN „WEIßEN“ KOLONIALEN LEBENSVERHÄLTNISSEN

Die Hauptfigur von Jane Gardams „Old-Filth“-Trilogie Edward Feathers, eine der Gestalten des Abgesangs auf das britische Empire, das 1997 mit der Übergabe von Hongkong als Kronkolonie an China endete, wird von Jane Gardam im ersten Band so vorgestellt: *„Fakten, Erinnerungen, der Schmerz des Lebens – oder chaotischer Lebensumstände – müssen vergessen werden. Filth hatte Menschen zum Tode verurteilt. Hatte miterlebt, wie Unschuldige verurteilt wurden. Als Kronanwalt schätzte er, dass die Hälfte seiner Fälle zu falschen Urteilen geführt hatte. In Hongkong lebten die Richter in einer Enklave von Palästen hinter Tag und Nacht bewachten Stahltores.“* Jane Gardam beugt sich über die Lebensumstände von „Old Filth“, wie er sich selbst nennt – die Buchstaben von „Filth“, eines Akronymes, ergeben *„Failed In London Try Hong Kong“* –, und schildert aus wohlwollender Distanz, was er in seinem langen Leben hat unter der Hülle des untadeligen Gentleman-Dress-Codes hat verbergen und verdrängen müssen, ehe er es im Ruhestand langsam in Erinnerung rufen kann.

Dieses Wohlwollen ist Orwells Sache nicht, weil das Empire noch eine Angelegenheit unmittelbarer Erfahrung vor Ort mit Kolonialisten und Kolonisierten ist. Auf das von Orwell dahinter gesetzte Fragezeichen gibt es noch keine entschiedene Antwort, weil alles noch in einer ungunstigen Schwebelage gehalten wird, in der sich Auflösungserscheinungen ankündigen. Das zeigt sich in der Zeichnung aller auftretenden Charaktere, von denen keiner die Sympathien des Lesers auf sich vereinigen kann. Elizabeth am Romanende als frisch verheiratete Mrs. Macgregor am wenigsten. Mit der erwähnten *„gewissen Härte im Auftreten“* wirkt sie zwar in ihrer neuen Rolle als Frau des stellvertretenden Distriktchefs überzeugend, aber ihr Einfluss auf Dienerschaft und die Rangordnung der britischen Beamenschaft ist vergleichsweise überschaubar und ändert insgesamt nichts an der für alle Beteiligten fragwürdig gewordenen Gesamtsituation.

Da diese Härte von Anfang an zu ihr gehört, stieß sich Flory immer wieder an ihr so wie sie sich an ihm, wenn er seine Zuneigung zu Burmesen oder zu Eurasiern zeigte. Zwei von ihnen leben in der Kleinstadt, und sie macht ihre Bekanntschaft, nachdem Flory sich mit ihnen unterhalten hat. *„Ihm war nicht klar, dass diese ständigen Bemühungen, sie für Orientalisches einzunehmen, ihr nur pervers und nicht ‚gentlemanlike‘ vorkamen, als ein ständiges Suchen nach dem Schmutzigen und ‚Garstigen‘“* (S. 149). Die beiden Eurasier sind Söhne von weißen Vätern und eingeborenen Müttern, und zwar Söhne von Vätern, die dem geistlichen Stande angehörten. Flory erklärt ihr, dass sie, wenn man noch freundlich über sie spricht, *„Gelbbäuche“* genannt werden, ein Europäer sie jedoch nicht einmal mit dem Stock berühren würde. Selbst ihr *„Tropfen weißen Bluts“* als einziges Kapital verhilft ihnen nicht aus ihrer Außenseiterstellung sowohl Europäern wie Burmesen gegenüber (S. 135-139).

Flory ahnt nicht einmal, dass er Elizabeth, wenn er sie an solchen Begegnungen teilnehmen lässt, nur in dem bestärkt, was sie an sich selbst nicht leiden mag: *„Die burmanesischen Frauen stießen Elizabeth noch mehr ab als die Männer; sie fühlte ihre Verwandtschaft mit ihnen, und die Tatsache, mit solchen schwarzgesichtigen Geschöpfen verwandt zu sein, erfüllte sie mit Hass“* (S. 132).

Elizabeth verkörpert das, was der weißen Frau als Rolle in den Kolonien für die weißen Herren zukam, was aber erst in der Spätphase des Kolonialismus in Zusammenhang mit der Hygieneentwicklung und der wissenschaftlichen Begleitung der Kolonisierung zum Standard wurde, nämlich das promiske Verhalten weißer Männer mit *„eingeborenen“* Frauen zu unterbinden.<sup>72</sup> Es deckt sich mit dem Bewusstsein, ein soziales und politisches Problem erkannt zu haben: in einer eingeborenen

---

72 Ann Laura Stoler, *Along the Archival Grain: Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*, Princeton University Press, 2009; Olivier Le Cour Grandmaison, *L'Empire des hygiénistes. Vivre aux colonies*, Fayard, Paris 2014, S. 109-116. Ebenso Pascal Grosse, *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850-1918*, Campus, Frankfurt a. M. 2000.

Bevölkerung, die sich mit immer mehr Mischlingskindern vergrößerte, mit Männern, die „Eingeborene“ wurden oder sich mehr und mehr von ihrer Kultur entfernten, mit europäischen Kindern, die sich nach Landessitte ernährten oder sich das örtliche Wissen aneigneten,<sup>73</sup> drohte die „weiße Herrschaft“ zu „verkaffern“, wie es in Deutschland hieß, und damit der Metropole und ihrem „weißen“ Selbstbewusstsein gefährlich zu werden.

Flory ist zwar mutig genug, sich im Unterschied zu seinen Club-Kollegen mit Einheimischen einzulassen, sogar mit Eurasiern. Es wird ihm aber schon übelgenommen, dass er Umgang mit Dr. Veraswami hat, umso mehr, als er sich für ihn bei der Bewerbung um Club-Mitgliedschaft einsetzt. Im Club ist er ständigen Anwürfen ausgesetzt, ein Bolschewist zu sein, bolschewistische Ideen zu verbreiten, Schlimmeres als ein Sozialist zu vertreten (S. 34, 213, 222, 262). Das ist aggressiv genug gegenüber einem, der über das große Mal in seinem Gesicht von Kind auf sich gehandikapt und mindestens angestarrt fühlen muss. Was er sich jedoch nicht leisten mag, ist, sich zu den einheimischen Frauen zu bekennen, mit denen er Umgang hat und mit denen er seine Sexualität auslebt. Darunter war auch eine Eurasierin, die er sogar mit Namen nennt: Rosa McFee. Er verführte sie 1913 als junger Mann und ließ sie schmachvoll sitzen. Für Elizabeth' Kriterien der Männerwahl kam er dann jedoch auch nicht in Frage.

Er möchte nicht in Burma bleiben und alt werden. Er will nach England zurück. Dabei ist ihm klar geworden, dass das Zurückgehen ihn nicht von seiner Einsamkeit kurieren, sondern sie eher noch steigern würde: *„...er hatte das besondere Wesen der Hölle begriffen, die für Anglo-Inder vorbehalten ist. Ach, die armen, gelangweilten Wracks in Bath und Cheltenham! Diese grabähnlichen Pensionen, in denen Anglo-Inder in allen Stadien des Verfalls herumsaßen (...) Sie wissen, was es heißt, sein Herz in einem fremden und verhassten Lande gelassen zu haben. Es gab, das sah er deutlich, nur einen Ausweg. Jemanden finden, der sein Leben in Burma teilen würde – aber es wirklich teilen, sein inneres, geheimes Leben mit ihm teilen und dieselben Erinnerungen mitnehmen, die er mitnahm. Jemand, der Burma so liebte wie er und es so hasste wie er. Der ihm dabei helfen würde, zu leben, ohne etwas zu verbergen, nichts unausgesprochen zu lassen“* (S. 82).

Flory ist der scheiternde Machtlose gegenüber seinesgleichen, die sich alle dem „Gentleman-Code“ verpflichtet fühlen. Er bleibt dabei der sympathischste und umtriebigste unter den weißen Langweilern des Romans, die eigentlich nur wegen ihrer Arbeit in der Holzindustrie anwesend sind, aber darüber hinaus nicht wissen, was sie in diesem Land sollen, auch Elizabeth nicht, die sich anfangs fragt, was sie in dieser Fremde zu suchen hat (S. 29, 119). Der Distriktrichter U Po Kyin, von den Kolonialherren mit Macht ausgestattet, damit er die Einheimischen kontrolliert und ruhigstellt, selbst wenn er es mit mafiösesten Methoden macht, scheitert auch, als er zu ihnen als Clubmitglied gehören möchte. Orwell hat es so eingerichtet, dass er den Distriktrichter seine Machtposition dadurch unterstreichen lässt, dass er im Laufe der Jahre immer beliebter wird und kaum noch allein laufen kann. Umso leichter kann ihn am Ziel seines Ehrgeizes der Schlag treffen. Denn der Distriktrichter ist eine der Romanfiguren, die am negativsten dargestellt werden, eben weil er die ihm übereignete Macht mit Genuss und Gier missbraucht, ohne dass ihm die Instanz der Kolonialmacht in die Arme fällt.

Misst man das von Orwell Dargestellte an dem Modell, das Schaik/Michel für die kulturelle Evolution konfigurieren und an den Erzählungen der Bibel illustrieren, so zeigt sich, dass das Modell für „Tage in Burma“ ausdifferenzieren ist. Das liegt einfach daran, dass beim Zusammen-

---

73 Dazu Ann L. Stoler, *La chair de l'empire. Savoirs intimes et pouvoirs raciaux en régime colonial*, La Découverte, Paris 2013, S. 20 ff. – Englische Paare in Indien schickten ihre Kinder zur „richtigen“ Entwicklung nach England zu Pflegeeltern, wie das Jane Gardam auch für Edward Feathers schildert, der als 5-Jähriger nach England geschickt wurde und dort die Erziehungs- und Bildungseinrichtungen zu durchlaufen hat, ehe er in die Kolonien zurückkehrt.

stoß zweier Modelle mit unterschiedlichen Ausprägungen auf einem über von außen kommenden Zwang zum gemeinsamen gewordenen Territorium auf Naturebene 2 und 3 Konflikte nicht zu vermeiden sind, wenn der Stärkere sich durchsetzen will. Denn die auf Naturebene 2 organisierte burmesische Gesellschaft muss wegen der britischen Fremdherrschaft und ihrer Einflussnahme auf die einheimischen Naturebenen 2 und 3 zur Befreiung an Naturebene 3 der Usurpatoren vorbei eine eigene neu justierte Vernunftebene zur Selbststeuerung generieren, was sich bereits in den sich wiederholenden Aufständen gegen die Kolonialherrschaft äußert. Mit ihrer Beseitigung hätte sich auch U Po Kyin neu erfinden müssen, wenn er nicht als Kollaborateur von der eigenen Bevölkerung verjagt worden wäre oder mit seinem angesammelten Vermögen die Flucht in ein anderes Land angetreten hätte. Denn die britischen Herren hätten ihn gewiss nicht nach Großbritannien mitgenommen.

In den Unterhaltungen im Club ist am schnellsten der „*Gentleman-Code*“ gemeinsamer Nenner, von dem her zur eigenen Rückversicherung am schnellsten über die angeblich nur der Naturebene 1 ausgelieferte einheimische Gesellschaft hergezogen wird, mit Vorliebe über deren Geruchsausdünstungen, ihre dunkle Hautfarbe, ihre Kopfform und den überall sichtbaren Schmutz außerhalb der weißen Kolonialsiedlung. Was Flory deshalb besonders stört, weil alle immer wieder litaneimäßig hervorheben, dass es eigentlich nicht auszuhalten sei, während sie es immer weiter aushalten. Da die britischen Kolonialherren in der Fremde ihrer Herrschaft wegen mit besonderer Aufmerksamkeit an ihrer auf Naturebene 2 institutionalisierten „*Gesittung*“ festhalten und sie in ihrem abgeschotteten europäischen Viertel pflegen, die Einheimischen deshalb infolge der [Indirect rule](#), bei der die Machtausübung über örtlich vorgegebene Strukturen im Sinne der Kolonialherrschaft erfolgt, mehr oder weniger genauso unter sich bleiben, solange sie sich der Fremdherrschaft fügen, erstarren auf Dauer beide Gesellschaften, wie das dort zu beobachten war, wo sich das britische Empire eingerichtet hatte. Denn weil die Kolonialherren nur wegen einer einzigen Sache da sind, nämlich zur Ausbeutung der einheimischen Dschungelhölzer, sind die Erstarrung und der Überdruß auf der britischen Seite in den wenig abwechslungsreichen Lebensverhältnissen auf Naturebene 2 vorprogrammiert, was auf Dauer auf eine gewalttätige Lösung hinauslaufen muss und das Empire sich zurückzieht.

### 3.1.3 KOLONIALISTISCHE AUSSCHWEIFUNGEN

Eine der auch von Elizabeth gesuchten und genossenen Ablenkungen ist die Jagd im Dschungel, zu der sie Flory einlädt (Kap. XIV). Von Seite 54 bis Seite 248 wird sie als Höhepunkt des Erlebens immer wieder erwähnt, selbst wenn sie wegen der kurzen Handlungsdauer nur aus der Erinnerung oder in der Erwartung zum Gesprächsgegenstand wird.<sup>74</sup>

Als ein Ausbund von Haltlosigkeit wird Mr. Lackersteen, der Onkel von Elizabeth, vorgestellt. Im Grunde ist ihm der „*Gentleman-Code*“ gleichgültig, wenn ihm danach ist, seinen Gelüsten nachzugeben. Umso aufmerksamer verfolgt er bestimmte Unterhaltungen, um ‚*gentlemanlike*‘ an ihn zu erinnern. Er ist der einzige, der seine Frau an seiner Seite hat, was ihm überhaupt nicht recht ist. Denn sie kontrolliert nicht nur seinen Brandy- und Whiskykonsum, sondern hindert ihn an seinen sexuellen Ausschweifungen mit käuflichen Burmesinnen. So gerät ihm seine Nichte ins Visier: *„Am schlimmsten war, daß Mr. Lackersteen jetzt Elizabeth unaufhörlich belästigte. Er war ziemlich verwegen geworden. Beinah unter den Augen der Dienerschaft pflegte er ihr aufzulauern, kriegte sie zu fassen und begann sie auf äußerst widerliche Art zu kneifen und betatschen. Ihr*

---

74 Orwell selbst stellt in einem Essay von 1936 dar, was er von der Jagd als imperialer Unterhaltungsveranstaltung in Burma hält: [„Shooting an Elephant“](#).

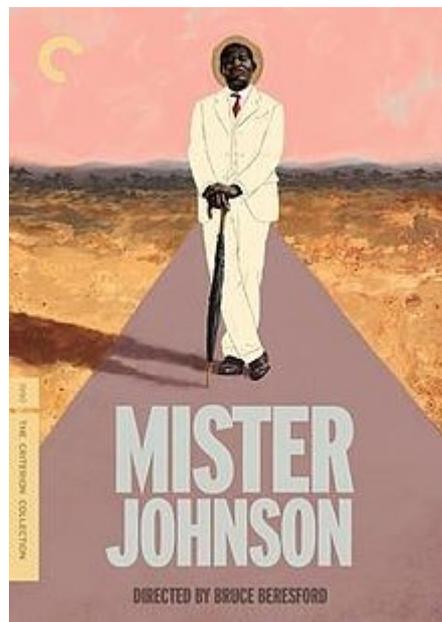
einzigster Schutz war die Drohung, daß sie es ihrer Tante erzählen würde, glücklicherweise war er zu dumm, um zu merken, daß sie das nie wagte“ (S. 293).

Es ist schwer, festzustellen, was Orwell aus persönlicher Erfahrung über Ausschweifungen in Burma wusste und ob sie dort in dem Ausmaß vorkommen konnten, wie das zwischen den 1920er und 1940er Jahren in Kenia und Uganda Mitglieder aus der britischen Adelsgesellschaft inszenierten<sup>75</sup> oder noch in der Gegenwart in Übersee.<sup>76</sup> Selbst wenn Orwell etwas Ähnliches erfahren haben sollte, hätte er es zu der Zeit, als er den Roman abfasste, was, wie die Veröffentlichungsgeschichte zeigt, heikel genug war,<sup>77</sup> sicher nicht in romanhafter Verarbeitung über „Tage in Burma“ in die Öffentlichkeit gebracht.

### 3.2 JOYCE CARY, „MISTER JOHNSON“ (1939)

Joyce Carys Roman erschien auf Deutsch bei verschiedenen Verlagen zwischen 1954 und zuletzt bei Rowohlt 1961 und ist heute nur noch antiquarisch zu bekommen.<sup>78</sup> Aufgefrischt wurde der Roman durch die Verfilmung von 1990, die dem Hauptdarsteller in der Rolle von Mister Johnson, Maynard Eziashi, den „Silbernen Bären“ als bester Hauptdarsteller bei den Internationalen Filmfestspielen Berlin 1991 einbrachte.<sup>79</sup>

Der Autor selbst soll es für sein gelungenstes Werk gehalten haben. Sein Erfolg zeigte sich darin, dass es zur englischen Schullektüre gezählt wurde. Gegenwärtig wird der Roman am ehesten noch erwähnt, wenn von Chinua Achebe, dem großen nigerianischen Schriftsteller, gesprochen wird. Denn Achebe sagt, dass „Mister Johnson“ Auslöser für seine eigene Schriftstellerei war, weil er sich in der Darstellung seiner Heimat und der Schilderung ihrer Menschen nicht wiedererkennen konnte: *„I know around ‘51, ‘52, I was quite certain that I was going to try my hand at writing, and one of the things that set me thinking was Joyce Cary’s novel, set in Nigeria, Mister Johnson, which was praised so much, and it was clear to me that it was a most superficial picture of - not only of the country - but even of the Nigerian character, and so I thought if this was famous, then perhaps someone ought to look at this from the inside“* (Duerden Dennis, and Cosmo Pieterse, eds. *African Writers Talking: A Collection of Radio Interviews*. London: Heinemann, 1972).<sup>80</sup>



75 Siehe Felix Schürmann, *Die Tage der Happy-Valley-Cilque*, in: Die Zeit, Nr. 36/2016:

<https://www.zeit.de/2016/36/kolonialismus-mordprozess-nairobi-1941> und in der engl. Wikipedia [Happy Valley set](#).

76 Natasha Garnett, *La Dolce Vita in Westafrika*, in: Die Welt v. 6.7.2003:

<https://www.welt.de/print-wams/article98044/La-Dolce-Vita-in-Westafrika.html>.

77 Vgl. [https://en.wikipedia.org/wiki/Burmese\\_Days#Background](https://en.wikipedia.org/wiki/Burmese_Days#Background).

78 Hier wird die Ausgabe der „Deutschen Buch-Gemeinschaft“ von 1960 benutzt und nach ihren Seiten zitiert.

79 Ausführliche Darstellung von Buch und Film in der englischen Wikipedia: [Mister Johnson \(novel\)](#), [Mister Johnson \(film\)](#).

80 Zitiert bei Katherine Slattery, *The African Trilogy - 'writing back' to Mister Johnson*, 1998: <https://web.archive.org/web/20080804133339/http://www.qub.ac.uk/schools/SchoolofEnglish/imperial/nigeria/writback.htm>. – Die „Afrikani-sche Trilogie“ umfasst „*Things Fall Apart*“ / „Alles zerfällt“, „Heimkehr in ein fremdes Land“ und „Der Pfeil Gottes“, wobei es vom letzten Roman heißt, dass er am ausführlichsten die Auseinandersetzung mit „Mister Johnson“ sucht, da sich die beiden Romane mit dem gleichen Zeitabschnitt beschäftigen.

Chinua Achebe schloss Joseph Conrads „[Herz der Finsternis](#)“ in seine Kritik mit ein, indem er Conrad bei der Darstellung der Schwarzen in [Belgisch-Kongo](#) Rassismus vorwarf.<sup>81</sup> George Orwells „Tage in Burma“ ist dieser kritischen Lektüre von einem burmesischen Autor noch nicht unterzogen worden, obwohl sein burmesisches Figurenarsenal aus ähnlicher Außenperspektive noch abwertender geschildert wird als bei Cary die Nigerianer. 2013 erhielt eine neue Übersetzung des Romans ins Burmesische sogar eine Auszeichnung: Kyaw Phyo Tha (19 November 2013), ["Orwell's 'Burmese Days' Wins Govt Literary Award". The Irrawaddy](#). Der burmesische Übersetzer bescheinigt ihm sogar Unvoreingenommenheit, weil die britischen Kolonialherren ähnlich schlecht abschneiden: „ (...) Orwell is unbiased, even though he himself is British. He has fairly portrayed how bad the British were, as well as we Burmese, too.“

Cary greift wie Orwell in seinem Roman auf eigene Erfahrungen in Nigeria zurück. Dort hielt er sich zwischen 1913 und 1920 im politischen Dienst der britischen Kolonialverwaltung auf: „Cary began his African service as a stereotypical colonial officer, determined to bring order to the natives, but by the end of his service, he had come to see the Nigerians as individuals facing difficult problems, including those created by colonial rule.“<sup>82</sup>

### 3.2.1 ZUM INHALT VON „MISTER JOHNSON“

Wie in „Tage in Burma“ wird die Handlung in „Mister Johnson“ aus der personalen Erzählsituation wiedergegeben. Stellenweise werden aus neutraler Perspektive Informationen zur Geschichte und zu den Lebensverhältnissen in [Fada](#) gegeben, einer Gegend nordöstlich von [Abuja](#) in Zentralnigeria, wo der Roman spielt. Die erzählte Zeit der Handlung ist dann ohne Rück- und Vorblenden ausschließlich dem Präsens vorbehalten, was Carys Absicht entspringt, seine Hauptfigur Johnson als jemanden darzustellen, der sein Leben diesseits alles Historischen ganz oberflächlich in eine [Romanze](#) verwandelt und sich auf poetische Weise ein ruhmreiches Schicksal erdichten will.<sup>83</sup> Die Zeit ist befristet durch die vor einem halben Jahr erfolgte Ankunft des fast noch kindlich wirkenden 17-jährigen Johnson in Fada und seine Hinrichtung, nachdem er sich dort, grob geschätzt, etwas länger als zwei Jahre aufgehalten hat und als Sekretär der Kolonialverwaltung, als kaufmännischer Angestellter und als Truppführer einer Straßenbaukolonne gearbeitet hat.

Johnson ist ein Fremder in Fada, das muslimisch geprägt ist und „am äußersten Rande der Zivilisation“ liegt (S. 127). Er ist Christ und hat eine Missionsschule im Süden des Landes besucht, kann also lesen und schreiben. Er ist Sekretär bei der Kolonialverwaltung und wirbt um eine einheimische junge Frau, die er zu den „Wilden“ zählt, wie die Einheimischen von allen Fremden einschließlich der Weißen genannt werden. Er lockt sie damit, eine „zivilisierte Frau“ aus ihr zu machen und ihr zu zeigen, wie ein Christenmensch lebt. Mit ihm würde sie zu einer „Dame der Regierung“. 15 Pfund wäre sie ihm wert, die er ihrer Familie zahlen würde. Er sei der Schreiber Johnson, ein wichtiger Mann und reich.

Der neutrale Erzähler erläutert, dass Johnsons Vorstellung von einer zivilisierten Ehe ein Gemisch aus Gefühlseligkeit und gestickter Unterwäsche sei, die er sich an den Modeberichten der Kataloge, an der Beobachtung der Missionare und an einigen von der Gesellschaft zur Förderung christlichen Wissens empfohlenen Romanen gebildet habe (Ende Kap. 2).

---

81 Dazu auch Tobias Döring, *Chinua Achebe und Joyce Cary: Ein postkoloniales Rewriting englischer Afrika-Fiktionen*, Centaurus Verlag & Media, Pfaffenweiler 1996. In der englischen Wikipedia wird auch näher darauf eingegangen: [https://en.wikipedia.org/wiki/Heart\\_of\\_Darkness#Reception](https://en.wikipedia.org/wiki/Heart_of_Darkness#Reception).

82 [https://en.wikipedia.org/wiki/Joyce\\_Cary#Nigeria\\_and\\_early\\_writing](https://en.wikipedia.org/wiki/Joyce_Cary#Nigeria_and_early_writing).

83 Cary im ersten Satz des Einleitungssessays der englischen Ausgabe von 1952, S. 5: <https://gutenberg.ca/ebooks/caryj-misterjohnson/caryj-misterjohnson-00-h.html>.

Sein Arbeitsplatz befindet sich außerhalb der Stadt im Regierungsviertel der britischen Kolonialverwaltung. Der Regierungsbereich wird „Station“ genannt und besteht aus Buschhäusern mit Strohdächern inmitten struppigen Buschwerks, seit 20 Jahren ein behelfsmäßiger Platz.

Auf dem Weg in die Stadt hat die *Fada Company* einen Laden eingerichtet. Er gilt als Teil der Regierung, weil er einem Weißen gehört, der einen englisch sprechenden Verkäufer in weißem Baumwollanzug beschäftigt. Er zählt zu den Fremden und hält deshalb Abstand zu den Einheimischen, wohingegen Johnson ihm wegen seiner Stellung Respekt abnötigt, weshalb er ihn „Mister“ nennt. Der Laden verströmt einen Gestank nach unsauberen Häuten, und aus der billigen Baumwolle steigt ein bitterer metallischer Geruch wie aus einem Wurstkessel in dem stickigen Halbschatten des Ladens. Ajali, der Verkäufer, zeigt sich, wenn ein einheimischer Kunde den Laden betritt, angeekelt. „Auf seinem Insektengesicht liegt der höchst menschliche Ausdruck abgrundtiefer Langeweile. Er langweilt sich so inbrünstig, wie es nur ein denkendes Wesen fertigbringt. Diese Langeweile treibt ihn zur Verzweiflung, ja, zur Erschöpfung“ (S. 14).

Johnson ist für ihn jemand, der für Abwechslung sorgt. Innerhalb der ersten sechs Monate seiner Anwesenheit in Fada hat er sich im Laden schon tief verschuldet. Denn Johnson gibt fast allabendlich ein Fest, weil er – in Ajalis Augen – als drittrangiger Sekretär bei der Regierung großartig auftreten zu müssen meint, eben als *Mister Johnson*. Eines seiner wichtigen Attribute sind zu seinem weißen Baumwollanzug seine Lackschuhe, die er, wenn er sie bei Gelegenheit nicht an den Füßen tragen kann oder will, sich um den Hals bindet.

Es gelingt ihm, Bamu zu erwerben und eine Anzahlung zu leisten, deren Herkunft im Trüben bleibt, denn sein Gehalt hat er längst ausgegeben. Johnson überblickt auch selbst nicht mehr, aus welchen Quellen sein Geld kommt, das er für seinen aufwändigen Lebensstil braucht. Nur gelegentlich kann er bestimmte Gläubiger bezahlen, indem er etwa in die Bürokasse greift. Da er selbst die Buchführung macht, gelingt es ihm immer wieder an bestimmten Stellen, einen Zahlungsvorgang zu simulieren und zu registrieren, bei dem das Geld in seine eigene Tasche fließt. Als er jedoch über längere Zeit Lohnkosten für die Straßenbauarbeiter der Kolonialverwaltung abzweigt, wird er vom Vorarbeiter vor dem Eingeborenengericht angeklagt. Die Klage wird fallengelassen, als er bereit ist, sich zu verpflichten, dem korrupten Minister des Emirs Unterlagen über Kolonialverwaltungsvorgänge zukommen zu lassen. Sein eigener Vorgesetzter, der Distriktoffizier Rudbeck, der ihn wegen seines aufgeschlossenen Wesens mag und dem Buchführung eine lästige Angelegenheit ist, gibt ihm gelegentlich einen Gehaltsvorschuss, übersieht aber, dass Johnson hinter seinem Rücken auch ab und zu in den Safe greift. Immer wieder muss er auch selbst als zuständiger Kolonialrichter über die Klagen entscheiden, die bei ihm von Gläubigern Johnsons vorgebracht werden. Aber eigentlich zieht er Nutzen aus Johnsons Buchführung, weil sie ihm auch Freiraum zur Abzweigung von Kolonialgeldern für den von ihm favorisierten Straßenbau verschafft.

Johnson kann nur leben, wenn er sich starke Glücksgefühle verschafft. In die gerät er nicht nur einfach dadurch, dass er, wo es geht, Luftsprünge macht, tanzt und Lieder singt, die er beständig auf den Lippen hat und deren Text er spontan in langen Strophen ausbreiten kann. Am ausgiebigsten gerät er in Stimmung, wenn er andere stimulieren und unterhalten kann, indem er sie einlädt und freihält. Dabei verwandelt er seine Abstürze in Siege in seinem heldenhaften Lebenskampf, den er für die Kolonialherren und die Einführung der Zivilisation führt. Denn er gibt sich als einen Menschen aus, dem Angst fremd ist, wenngleich Ajali manchmal meint, dass es ihm zu seiner eigenen Gefährdung an Wirklichkeitssinn mangelt.

Die Abstürze, die immer wieder erfolgen, wenn sich seine Gläubiger regen, verkraftet er schnell, so dass es vor allem auch die niedrigeren Angestellten der Kolonialverwaltung sind, denen er die Arbeitsstunden verkürzt und sie staunen lässt, wie schnell er sich von allen Krisen erholt, als würden sie ihn nur stärker machen oder zu ihm als einem Stehaufmännchen einfach dazugehören.

Sie spüren, dass er kein bössartiger Betrüger oder gar ein Hochstapler ist, sondern sich seines Lebens freut, von dem die Funken auf sie selbst überspringen.

Was sein Auftreten bedeutet, wird am anschaulichsten, wenn der neutrale Erzähler Fada mitsamt Geschichte und Umfeld vorstellt:

*„Fada ist eine typische Eingeborenenstadt des westlichen Sudans, ungesund, unschön und rückständig. Sie ist eine Wohnstätte, nicht anders als eine Kaninchenbucht oder ein Dachsbau, nur weniger sauber gehalten. Die Stadt ist eine fünf- sechshundert Jahre alte Pionierniederlassung<sup>84</sup>, die auf ihren eigenen Abfallhaufen erbaut wurde. Der Reiz des Altertümlichen geht ihr ganz ab. Unrat und Gerüche sind neueren Datums. Die ältesten Anwesen sind, mit Ausnahme der Lehmwohnung des Emirs, kaum zwanzig Jahre alt. Sonne und Regen zerstören alles Altertümliche, sogar den altertümlichen Geruch. Aber der Stadt fehlt auch der Reiz des Frischen und des Neuen. Die Lehm-mauern sind angeknabbert und vernarbt, als hätten sie die Masern, die Mattengeflechte in den Anwesen sind verfault. Armut und Unwissenheit sind die unumschränkten Herrscher über die habgierigen Wilden, die konservativ sind, wie nur Wilde sein können, und so bleibt die Stadt am äußersten Rande der Zivilisation stecken. Die Bevölkerung würde es nicht merken, wenn das Rad der Geschichte um fünfzigtausend Jahre zurückgedreht würde. Die Menschen hausen hier wie Ratten und Mäuse unter den Dielen in einem Palast; Glanz und Vielfalt der Künste und Wissenschaften und alle Zivilisationskämpfe spielen sich über ihren Köpfen ab, und sie ahnen nichts davon. – Fada hat weder eine bodenständige Kunst zu entwickeln, noch seine landschaftlichen Schönheiten zu gestalten gewusst. Man sieht keine blühenden Bäume, keine bewässerten Gärten und keine bunten Wandmalereien und Reliefs. – Aus wissbegierigen, unternehmenden Knaben werden früh zaghafte, alte Männer, die froh sind, wenn sie nur das Leben haben. Man gab ihnen Frieden, aber ihr Leben ist entzaubert; man gab ihnen eine primitive Gerichtsbarkeit, aber keine Freiheit. Ein englisches Kind, das mit sehenden Augen seine Umwelt aufnimmt, würde sich in Fada abgestoßen fühlen von Schmutz und Gestank, von den Geschwüren auf nackten Leibern, von den verkrüppelten Gliedern und den aufgeschwollenen Bäuchen und Leistenbrüchen der Kinder. Das englische Kind würde diese Stadt, die wie eine verschorfte Wunde flach auf der Erde liegt, für ein Mittelding zwischen Krankenhaus und Gefängnis halten“ (S. 126 f.).*

Seiner Frau Bamu verschafft er die kostbarsten Stoffe, die Ajali liefern kann, um sie zur Schönsten zu machen. Doch Bamu weiß das gar nicht zu schätzen. Und ihr Mann bleibt für sie ein Fremder, dem sie ihre Familie und eigenen Lebensverhältnisse vorzieht.

Distriktoffizier Rudbeck, der seine meiste Energie darauf verwendet, Straßen und Brücken zu bauen, um das Land an das Straßensystem anzuschließen, muss Johnson schließlich entlassen, weil der von Johnson trotz seines Eifers angerichtete Finanzschaden zu auffällig ist und sich vor Rudbecks Vorgesetztem, der keine Skandale braucht, nicht länger verbergen lässt. Celia, seine Frau, die als Jungverheiratete zu einem Besuch nach Afrika gekommen ist, um ihm hilfreich zur Seite zu stehen, wird sehr schnell in ihrer Rolle als einziger Frau in wildfremder Umgebung verunsichert und erkrankt, so dass Rudbeck sie nach England zurückbringt. Deswegen wird er von einem jungen, ehrgeizigen Beamten vertreten, der sein Augenmerk auf ordentliche Verwaltung richtet.

Johnson lässt sich vom Eigentümer des Ladens, in dem Ajali arbeitet, als Verkäufer einstellen. Der Besitzer, der ausgediente englische Sergeant Gollup, stellt Johnson gern ein, weil das Fortschreiten im Straßenbau mehr Kundschaft bringt. Und Johnson arbeitet sich schnell ein. Er gewinnt auch Zugang zu Gollups Freundeskreis und zu den von ihm veranstalteten Geselligkeiten. Dabei muss er sich auf Gollups Wutanfälle und Gewalttätigkeit einstellen, denn bei den kleinsten Verstößen und Versäumnissen, oder wenn er Lust dazu hat, schlägt Gollup zu, so dass jeder „Nigger“, der sich

---

84 Wer diese Pioniere gewesen sein könnten, bleibt ungeklärt. Nahe liegen könnte arabisch-islamische Eroberung aus dem Norden, da Fada zu einem muslimischen Emirat gehört.

nicht rechtzeitig in Deckung bringt, seinen Fuß in den Hintern oder seine Faust ins Gesicht bekommen kann. Auch seine einheimische Gefährtin muss, wenn er genügend alkoholisiert ist, mit allem an Gewaltausschreitungen rechnen, was vorwiegend an Wochenenden geschieht.

Als der neue Distriktoffizier, der bald wieder nach England zurückkehren wird, auf jeden Fall noch einen Löwen als Trophäe schießen will, bittet er Gollup darum, sein Begleiter auf der Jagd zu sein. Das bedeutet eine längere Abwesenheit von seinem Geschäft, die Johnson nutzt, eines seiner großen Feste auf dem Gelände von Gollups Laden zu veranstalten. Längst hat er auch einen Nachschlüssel für die Geldschublade. Mitten im Festgedränge mit Trommeln, Tanz und Alkohol und Turbulenzen im Laden kehrt Gollup von der Jagd zurück. Er nimmt sich Johnson vor, aber Johnson wehrt sich, und es gelingt ihm, Gollup zu Boden zu schlagen.

Gollup ist nicht nachtragend. Da er es sich aber nicht leisten kann, einen Verkäufer zu haben, der ihn vor aller Augen zusammengeschlagen hat, kündigt er ihm. Johnson verliert einstweilen den Boden unter den Füßen, und Bamu – inzwischen Mutter eines Kindes – möchte zu ihrer Familie zurück. Die Gerichtsbarkeit des Emirs zwingt sie zum Bleiben, so dass er mit seiner Familie in den Süden ziehen kann, wo es Erwerbsmöglichkeiten gibt.

Nachdem Rudbeck mit Celia in England einige Monate verbracht hat, kommt er mit Ehefrau Celia nach Fada zurück. Sie ist schwanger und sieht geduldig ihrer Niederkunft entgegen. Rudbeck macht dort weiter, wo er aufgehört hat, nämlich seine Straßen- und Brückenbauprojekte fortzusetzen. Unter den Arbeitssuchenden entdeckt er Johnson und stellt ihn, überzeugt von seinem Eifer, sofort ein, zunächst im Büro, aber dann auf Johnsons Wunsch als Vorarbeiter auf der Straße. Denn dieser möchte erneut seinen Eifer als „Regierungsbeamter“ der britischen Krone und als Eiferer für die europäische Zivilisation Rudbeck zur Verfügung stellen. Sein Auftreten als Werber für den Ausbau des Straßensystems bringt so viele zusätzliche Arbeitskräfte in die Kolonnen, dass die Arbeiten schneller als geplant vorankommen. Innerhalb von drei Monaten ist der Anschluss an die Nordstraße geschafft. Gleichzeitig entstehen mit der Ausweitung der Verkehrswege Probleme mit den von Norden herbeiströmenden Menschen, die sich Nutzen von den sich eröffnenden Handelsmöglichkeiten versprechen. Rudbeck als Vertreter der Kolonialverwaltung muss dem Emir, der um die Kontrolle fürchtet, einige zusätzliche Polizeibeamte versprechen.

Als Rudbeck zur Ruhe kommt, ist ihm, „als kehre er gerade von einer drei Monate währenden Ausschweifung ins normale Leben zurück, das ihm jetzt noch weniger zu sagen hat als zuvor“ (S. 219). Er ist schnell wieder frustriert, weil er sich in dem, was er für die Entwicklung des Landes für nötig hält, eingeschränkt sieht und das auch seinem eher gleichgültigen Vorgesetzten vorträgt. Jeder annehmbaren Neuerung würden sofort Hindernisse in den Weg gestellt, „die jedes schöpferische Bestreben dämpfen und ersticken müssen“ (S. 221). Es fehlt an einem Entwurf für die Zukunft, nachdem der Kolonialismus das Stammeswesen der Eingeborenenengesellschaft auch mit dem Straßenbau zerstört hat. Rudbecks Fragen nach der Zukunft wehrt der [Resident](#) jedoch ab und meint, Rudbeck könne für einen *Bolschewiken* gehalten werden (S. 220).

Die Handlung endet damit, dass Rudbeck Johnson erneut entlassen muss, weil er eigenmächtig an der fertiggestellten Straße Schranken eingerichtet hat, wo er von seinen angeheuerten Leuten für das Durchlassen der Reisenden Abgaben für alles Mögliche erfunden hat, die in seine Taschen fließen. Um weiter an Mittel für seinen Lebensunterhalt und sein Darstellungsbedürfnis zu kommen, dringt er in den Laden von Gollup ein. Als er sich an dessen Kasse zu schaffen macht, wird er von Gollup gestellt. Johnson sticht ihn nieder und wird sehr schnell wegen Mordes verhaftet und vom obersten Kolonialgericht zum Tod durch den Strang verurteilt.

Johnson schreibt Briefe aus dem Gefängnis an alle, mit denen er es zu tun hatte. Bei Rudbeck bedankt er sich „für mein glückliches Leben auf der Welt“. Rudbeck erfüllt ihm seinen letzten Wunsch, nämlich nicht gehängt zu werden, sondern von Rudbeck als dem, der ihm von den Weißen

am nächsten stand, unter Umgehung des Urteils erschossen zu werden, was Rudbeck tut, während er im Protokoll hingerichtet „*durch den Strang in gesetzmäßig vorgeschriebener Weise*“ einträgt.

### 3.2.2 CARYS UNENTSCHEIDENHEITEN

Der vom Ex-Sergeanten Gollup betriebene Laden der fiktiven *Fada Company*, die in irgendeiner Abhängigkeit von der [Royal Niger Company](#) gestanden haben muss und zum Protektorat [Süd-Nigeria](#) gehörte, ist neben dem in Entwicklung begriffenen Straßenbau das auffälligste Kennzeichen britischer Anwesenheit in Carys Roman. Denn der unauffällige lokale koloniale Verwaltungssitz, das Regierungsviertel im Busch<sup>85</sup>, wird von den im Roman durchweg „*Wilden*“ genannten Einheimischen gemieden. Von einer in weißen Bungalowhäusern angesiedelten geschlossenen weißen Kolonialgesellschaft, wie sie Orwell in kleiner Ausprägung im *Europäischen Club* der kleinen burmesischen Stadt versammelt, kann gar keine Rede sein. Der Distriktoffizier Rudbeck mit seiner Frau oder sein kurzzeitiger, junger Vertreter sind mit Ex-Sergeant Gollup die einzigen Weißen vor Ort. Das Hilfspersonal besteht aus fremden Einheimischen, die sich nicht mehr zu den „*Wilden*“ zählen und auf sie herabsehen. Cary lässt seinen Roman also nicht nur am äußersten Rand der Zivilisation, sondern auch in einem eher vernachlässigten Außenposten des Britischen Empire spielen.<sup>86</sup> Das Terrain für weiträumige Handelsbeziehungen zu entwickeln scheint die einzige zögerliche kolonialistische Vorgabe zu sein, die ohne Rudbeck in sich zusammenfiel.

Es verwundert daher gar nicht, dass Rudbeck von den eher kleinlichen Verwaltungsaufgaben nichts hält und sich dem vom Residenten nur geduldeten Straßenbau mit vollem Eifer widmet. Der [transatlantische Sklavenhandel](#), der in Nigeria reiche Ernte hielt, wurde im 19. Jahrhundert eingestellt. Palmöl der Regenwaldgebiete wurde der neue Stoff für den Export. Davon oder von tropischen Edelhölzern, wie sie den Charakter der südlichen Regionen prägen, kann in und um Fada herum nicht die Rede sein. Fada hat nichts zu bieten.

Die Frage, was denn das Britische Empire mit seinem kolonialen Verwaltungssitz im Busch in Fada verloren habe, liegt also in der Luft. Es ist Sergeant Gollup, den Cary das in indirekter Weise aussprechen lässt, wenn er am Wochenende mit seiner dicken Gefährtin Johnson und ein paar Vorarbeiter zu sich einlädt, mit ihnen Gin trinkt und allmählich „*in die poetisch-sentimentale Stimmung gerät*“. In den Reichen von Alt-England sieht er die Blutsauger an Soldaten wie ihm. „*Sein ganzes Leben hat er dem Vaterland geopfert, und was ist der Dank?*“ (S. 168). „*Es gibt kein Land auf der Erde, wo wir nicht unser Leben geopfert haben für das Empire, Wollkopf, für dich und für die Freiheit, für das Empire der freien Menschen, in dem die Sonne der Gerechtigkeit nicht mehr untergeht (...) Gott hat uns die Bürde auferlegt.*<sup>87</sup> *Aber auf die Pax Britannica muss man aufpassen, wenn die halbe Welt aus Wilden besteht und die andere Hälfte einem ein Bein stellt. (...) Das ist verdammt kein Leben mehr, das ist ein Opfer. Ich jammere ja nicht, aber ihr Nigger wisst nicht, was es uns kostet, für euch Ordnung zu schaffen. Ihr seid ja anders als wir*“ (S. 169).<sup>88</sup>

Für Rudbeck stellt sich, nachdem das Straßenbauprojekt verwirklicht ist, im Gespräch mit seinem Vorgesetzten die unbeantwortet bleibende Frage, was es denn für eine Zukunft für das kolonialisierte Land gebe. „*Sein Gefühl, nicht sein Verstand*“ sagt Rudbeck, „*dass er sich benutzen ließ wie*

---

85 Siehe [Feuchtsavanne](#).

86 Zum kolonialistischen Auftreten in den großen Küstenstädten siehe J. M. G. Le Clézio, *Der Afrikaner*, Hanser, München 2007, S. 69-73.

87 Anspielung auf Rudyard Kiplings Gedicht „[The White Man's Burden](#)“ (1899).

88 Vom Vaterland nicht anerkannt zu sein ist auch das Leitmotiv der französischen Kolonialsoldaten in Jean Lartégus „*Les Centurions*“ (1960). Siehe [Europäische Krieger als "Zenturionen" gegen koloniale Befreiungskämpfe und nationale "Subversion"](#), S. 29-54.

ein gefühlloses Werkzeug“.<sup>89</sup> Der Resident mag solche Gespräche nicht und spricht lieber über die Blumen in seinem Vorgarten. Rudbeck geht sehr schnell auf die Ablenkung ein.

Denn Rudbeck findet sein Auskommen mit dem Kolonialismus und damit sein gutes Gewissen am ehesten im persönlichen Verhalten. Das äußert sich Johnson gegenüber so, dass er auf dessen Bitte die Todesstrafe *ehrenwerter* vollzieht. Als er das Protokoll auf den Weg gebracht hat, verlässt er seinen Amtsraum und trifft auf seine Frau, die ihren Morgenspaziergang gemacht hat:

*„Sie schlägt die Augen zu ihm auf und fragt unvermittelt: ‚Ist denn noch immer nicht raus, was sie mit dem armen Wollkopf machen wollen?‘*

*Rudbeck legt die Stirn in Falten. Wie immer, wenn er ernsthaft über etwas nachdenkt, sieht er verwirrt und gequält aus.*

*Plötzlich und für ihn selbst unerwartet erzählt er ihr alles. Einen Augenblick nimmt ihr Gesicht denselben Ausdruck verwunderten und entsetzten Ausdrucks an, wie das Gesicht des Sekretärs, als sei er ein Mörder. Ihre Lippen zucken, als ob sie weinen wollte.*

*Rudbeck aber fühlt sich innerlich noch freier nach dieser Tat, die er schon für seine eigene Erfindung hält, und er antwortet eigensinnig: ‚Einem anderen konnte ich das doch nicht überlassen‘“ (Ende des Romans).*

Zwischen den Zeilen gibt Cary sowohl über Gollup wie über Rudbeck zu verstehen, dass dem Britischen Empire die Stunde geschlagen hat. Dabei lassen sowohl Orwell wie Cary ihre Hauptfiguren am Ende sterben, beide durch einen Schuss. Bei Johnson ist es sein exaltes, angstfreies Wesen, das ihn selbstmörderisch vom Wege abbringt. Sein Ziel, ein perfekter Engländer zu sein und seinesgleichen damit anzustecken, bleibt unerreichbar. Er erliegt einer verfehlten Selbsteinschätzung, so dass er die Wirklichkeit nicht mehr richtig zur Kenntnis nimmt. Er hat sich anders verfangen als Flory, der an seiner Verlassenheit scheitert, die nicht selbstverschuldet ist, sondern aus dem „weißen“ sozialen Geflecht herrührt, das ihn nur als Außenseiter gelten lässt. Gollup beschreibt an einer Stelle, worin Johnsons illusionäre Verstiegtheit aus dem Weltzusammenhang fällt, indem er der von Gollup hochgehaltenen Flamme des Britischen Empires zu nahe kommt und an ihr verbrennt: „(...) ich muss immer lachen, wenn ein Nigger England sein Zuhause nennt. Dabei habt ihr noch nicht einmal einen richtigen Schornstein gesehen“ (S. 166). Johnson bleibt ein *lyrischer Clown* (Romain Gary) vor den Toren des Britischen Empire und damit Objekt des Imperialismus.

In der auf Seite 34 wiedergegebenen Schilderung von Fada und dessen Umfeld und in Carys selbstverständlichem Gebrauch des Wortes „*Wilde*“ für die dort lebenden Menschen gibt Cary etwas von dem wieder, was zur stereotypen deshumanisierenden (Fehl-)Einschätzung Afrikas im 19. Jahrhundert gehörte, nämlich anders als der Orient und Asien ein geschichtsloser und damit kultur- und zivilisationsfreier Kontinent zu sein. Dass Cary auch aus „*Mister Johnson*“ einen Charakter macht, der nur seiner unmittelbaren Gegenwart verpflichtet ist, verstärkt diesen Eindruck. Für einen afrikanischen Leser wie Chinua Achebe ein stimulierender Anlass, die sogenannten *Wilden*, zu denen er sich selbst zu zählen gehabt hätte, aus seinem und deren eigenem Blickwinkel darzustellen! Trotzdem wäre es falsch, darüber einen Roman wie „*Mister Johnson*“ zu vergessen und zu verdrängen. Denn immerhin hat er einen Anstoß zur Entfaltung afrikanischer Literatur gegeben und dürfte sich deshalb in Afrika als „*weißer*“ Gegenpol gegenwärtiger gehalten haben als in Europa.

---

89 Cary macht hier eine wichtige Unterscheidung. Würde Rudbecks Gefühl auf seinen Verstand übergreifen, wäre es nicht mehr weit, auf der Vernunftebene weiterzudiskutieren. Das aber kann sein Vorgesetzter so wenig ertragen wie die Club-Mitglieder Flory gegenüber. Diese Befürchtung vor dem Überhandnehmen einer neu strukturierten Vernunft-Naturebene schützt sich dann mit dem Vorwurf des „Bolschewismus“ oder „Sozialismus“, also des Gespenstes, das Marx im ersten Satz des „Kommunistischen Manifests“ evoziert: „*Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus.*“

### 3.2.3 DIE BEDEUTUNG DES KOLONIALEN ERBES IN DER SICHT VON ALBERT MEMMI

Zu der von Rioux angestrebten „historischen Aufgeklärtheit“ über die Epoche des Kolonialismus während der europäischen Expansion, zu der Rioux mit seinem „Dictionnaire de la France coloniale“ beitragen will, gehört die weitergehende Frage, was dieser Expansion, die heute mit ihren Auswirkungen weltweit andauert, abgesehen von den gegenwärtig noch alltäglich angeforderten und abzurufenden Annehmlichkeiten darüber hinaus an Positivem angesichts menschengemachter Bedrohungen aktuell zugute gehalten werden könnte. Dazu hat Albert Memmi schon 1957/dt. 1980 Klärendes beitragen wollen. Die Frage klingt in den Fragen der Kolonisatoren an, die Orwell und Cary in ihren Romanen immer wieder im Singular oder Plural stellen: „Was habe/n ich/wir hier verloren?“ Denn dass die kulturelle Evolution des Menschen gegenüber seiner biologischen Mitgift immer nur zeitweisen konservativen Stillstand – und damit immanente Langeweile – bedeutet,<sup>90</sup> ist die Voraussetzung für das dreistufige Naturebenenmodell von Schaik/Michel, das immer neu in die Balance gebracht werden muss, um das Sicherheitsgefühl auf Naturebene 2 zu gewährleisten. Alle abendländischen Epen über die Abenteuersuche männlicher Helden seit der „Odyssee“ über „Parzival“ oder „Moby Dick“ usw. geben Auskunft über das kaum je zu stillende Bedürfnis, sich in der Fremde bei der Abenteuersuche zu bewähren, ohne die von der Sozialisation anerzogenen Gewohnheiten völlig abzustreifen oder auch nur abstreifen zu können.

Nun zu Albert Memmi:

*„Der Frage, ob der Kolonisierte, sich selbst überlassen, mit den anderen Völkern Schritt gehalten hätte, kommt keine große Bedeutung zu. Die Wahrheit ist, dass wir darüber nichts wissen können. Möglicherweise wäre die Antwort negativ ausgefallen. Sicherlich lässt sich die Rückständigkeit eines Landes nicht nur mit dem Kolonialismus erklären. Nicht alle Länder sind dem Rhythmus Englands oder der Vereinigten Staaten gefolgt; jedes hatte seine besonderen Ursachen für seine Rückständigkeit und seine spezifischen Hemmnisse. Nichtsdestoweniger ist jedes seinen eigenen Weg und mit eigenem Tempo gegangen. Im übrigen kann man das historische Unglück eines Volkes mit den Schwierigkeiten der anderen rechtfertigen? Die Kolonisierten sind selbstverständlich nicht die einzigen Opfer der Geschichte, aber für sie bestand das Unglück eben in der Kolonisation.*

*Auf diese falsche Problemstellung läuft auch die für viele verwirrende Frage hinaus: hat der Kolonisierte nicht trotzdem von den Kolonisation profitiert? Hat der Kolonisator nicht trotz allem Straßen erschlossen, Krankenhäuser und Schulen gebaut? Dieser Einwand angesichts des schweren Lebens besagt wiederum nichts anderes, als dass die Kolonisation trotzdem von Nutzen war, denn ohne die Kolonisation gäbe es weder Straßen noch Krankenhäuser noch Schulen. Was können wir darüber wissen? Warum sollten wir unterstellen, dass der Kolonisierte in dem Zustand erstarrt wäre, in dem der Kolonisator ihn angetroffen hat? Ebenso gut könnte man das Gegenteil behaupten: wenn die Kolonisation nicht stattgefunden hätte, gäbe es heute mehr Schulen und Krankenhäuser. Wäre die tunesische Geschichte besser bekannt, so würde man sehen, dass das Land sich damals bereits voll im Umbruch befand. Nachdem er den Kolonisierten von jeder Geschichte ausgeschlossen, ihm jedes Werden untersagt hat, behauptet der Kolonisator dessen grundsätzliche Unbeweglichkeit, damals wie für alle Zeiten.“<sup>91</sup>*

---

90 Hier ist noch einmal an Vuillards Anfang von „Kongo“ zu erinnern, dass es nämlich aus der Langeweile der Europäer geschah, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert der „Wettlauf um Afrika“ begann, ehe sich die Europäer im „Großen Krieg der weißen Männer“ zwischen 1914 und 1918 und im Zweiten Weltkrieg selbst zerfleischen.

91 Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts*. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre und einem Nachwort des Autors zur deutschen Ausgabe, Syndikat, Frankfurt a. M. 1980, S. 105 f.

## 4 EIN EXISTENZIELLES ABENTEUER WÄHREND DES KAUTSCHUKBOOMS IN AMAZONIEN

### 4.1 NACHWIRKUNGEN DES SPANISCHEN KOLONIALISMUS IN KOLUMBIEN

Die südamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen verdanken sich wie die [Amerikanische Unabhängigkeitsbewegung](#) der europäischen Aufklärung und formierten sich gegenüber Spanien und Portugal zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie führten insgesamt zur [Dekolonisierung Amerikas](#), die sich allerdings in Randgebieten bis ins 20. Jahrhundert erstreckte. Der wichtigste südamerikanische Freiheitskämpfer war neben [José de San Martín](#) [Simón Bolívar](#), der mit der Gründung [Großkolumbiens](#) 1819 seinen ersten Erfolg erzielte, der allerdings nicht von langer Dauer war.

Die postkolonialen Staatsgründungen in Südamerika hatten jedoch eine weitaus schwierigere Gründungsphase als die Vereinigten Staaten zu bewältigen. So zog sich die Konstituierung Argentiniens als eines Nationalstaates von der Unabhängigkeit im Jahre 1810 über die erste Verfassung von 1853, Bürgerkriege und die Wüstenkampagnen unter [Julio Argentino Roca](#) gegen die Indianer mit riesigen Landgewinnen bis in die 1880er Jahre hin.

Kaum anders erging es Kolumbien, das als unabhängiger Staat bis in die Gegenwart der Mehrzahl seiner Bürger keine Sicherheit gewährleisten kann. Dazu ein längeres Zitat aus einem Essay des spanischen Literaturwissenschaftlers Ignacio Uzquiza über den Roman „La vorágine“ von José Eustasio Rivera aus dem Jahr 1990:

*„Am 8. Januar 1929 hielt im Nationalkapitol in Bogotá Rafael Maya, ein berühmter bogotanischer Gelehrter, eine Grabrede für José Eustasio Rivera, wobei er Folgendes sagte: ‚Lasst uns das Werk von Rivera verteidigen, denn es stellt einen kostbaren Teil unseres moralischen Erbes dar. Es bildet in sich selbst mehr Elemente der nationalen Souveränität ab, als sie der Staat selbst in dem Bild hat, das er sich von sich selbst macht ...‘*

*Diesen Worten nach soll Riveras ‚La vorágine‘ mehr Elemente nationaler Souveränität enthalten, als der Staat selbst in seiner Vorstellung von sich hat. Aber wie das? Und warum das?*

*Der von spanischstämmigen Kreolen dominierte, aus der Unabhängigkeit entstandene lateinamerikanische Staat behielt, wie wir wissen, Basisstrukturen des spanischen Kolonialismus bei. Er baute auf der feudalen Hierarchie, der sozialen Ungleichheit und deren Wirtschaft auf, letzten Endes auf dem Ausschluss der einen durch die anderen, wie es die Rasse, die Lebensverhältnisse und die Ideologie vorgaben. In einigen Ländern wie in Peru, Guatemala, Bolivien, Paraguay und unter anderen auch in Kolumbien schloss der Staat den größten Teil seiner Bevölkerung aus. Von daher rührt es, dass die Unsicherheit und die Gewalt an der Basis eines solchen Staates und der Zivilgesellschaft angesiedelt sind. Für die Gesellschaft, die er zu verkörpern beansprucht, bleibt der Staat eine Fiktion, denn er repräsentiert nur eine Minderheit, während der größte Teil der Zivilgesellschaft für diesen Staat nur eine unbekannte Last darstellt, lästig und unsicher. Dieser Staat begibt sich andererseits in die Abhängigkeit von anderen, wirtschaftlich starken Ländern, die für ihn von Vorteil sind.*

*Auf diese Weise hat der lateinamerikanische Staat wenig mit der Gesellschaft zu tun, die er repräsentiert. Wenn im Inneren nicht von staatlicher Souveränität gesprochen werden konnte, weil es unter geografischen und demografischen Vorgaben keine Integration und keinen Konsens für ein gemeinschaftliches staatliches Projekt gab, konnte außenpolitisch auch nicht von nationaler Souveränität gesprochen werden, da mit ausländischen Interventionen zu rechnen war und Abhängigkeiten bestanden. Trotzdem stellten sich die lateinamerikanischen Staaten untereinander als unabhängig und souverän dar.*

So bildete sich eine gefährliche Verbindung zwischen Herrschern und Beherrschten, Ausschließenden und Ausgeschlossenen heraus. In der Tat machten die reichen lateinamerikanischen Gruppen innerhalb ihrer Länder mit den übrigen sozialen Gruppierungen das, was die Länder, von denen sie abhingen, mit ihnen machten. Der Peruaner Manuel González Prada brachte das 1908 auf den Punkt. Zeitungsleute, Essayisten und lateinamerikanische Künstler spürten die Notwendigkeit, die bestehenden Probleme anzugehen, Probleme, die der Staat nicht löste und die er manchmal nicht einmal kannte, aber denen er sich stellen wollte. Viele Intellektuelle klagten in ihren Darlegungen oder in Romanen die bestehenden Verhältnisse von Unterentwicklung an. Einige Romanautoren versuchten in literarischer Fiktion diesen Wirklichkeiten auf den Grund zu gehen, um Klarheit hineinzubringen und sie bewusst zu machen.

Einer dieser Autoren war José Eustasio Rivera.<sup>92</sup>

Wie internationale lateinamerikanische Verflechtungen und Abhängigkeiten zur Zeit des Kautschukbooms aussahen, stellte die „Casa Arana“ des peruanischen Unternehmers Julio César Arana del Águila dar, die ab 1907 in London in die „Peruvian Amazon Rubber Company“ überführt wurde, in der sich Arana als Geschäftsführer von vier englischen Direktoren unterstützen ließ.

Die Kautschukausbeute fand vor allem in der oberen Amazonasregion am Putumayu statt, wo die Grenzverhältnisse zwischen Venezuela, Kolumbien und Peru zur damaligen Zeit noch nicht geklärt waren. Die mit der Ausbeutung einhergehenden skandalösen Vorgänge drangen spätestens ab 1909 in die Öffentlichkeit, als der amerikanische Journalist Walter Hardenburg einen Artikel in einer britischen Zeitung publizierte. Die britische Regierung entsandte daraufhin 1910 Roger Casement zur Überprüfung nach Südamerika, wo er schon als Diplomat in Brasilien tätig gewesen war. Aufgrund seines Berichts wurde das Unternehmen von Arana bald geschlossen.<sup>93</sup>

Hardenburg hatte seine Ergebnisse 1912 so zusammengefasst:

„1. Die pazifischen Indianer des Putumayo werden gezwungen, Tag und Nacht bei der Gewinnung von Kautschuk zu arbeiten, ohne die geringste Entlohnung außer der Nahrung, die sie zum Überleben brauchen. [...] 3. Sie werden ihrer Ernte, ihrer Frauen und ihrer Kinder beraubt [...] 4. Sie werden in Iquitos im Groß- und Einzelhandel zu Preisen zwischen 20 und 40 Pfund pro Stück verkauft. 5. Sie werden unmenschlich ausgepeitscht, bis ihre Knochen bloßgelegt sind [...] 6. Sie werden nicht medizinisch behandelt, sondern von Maden gefressen dem Tod überlassen, wenn sie als Futter für die Hunde des Häuptlings dienen. 7. Sie werden kastriert und verstümmelt [...] 8. Sie werden mit Feuer und Wasser gefoltert [...]. 12. Ihre alten Leute werden getötet, wenn sie nicht mehr für das Unternehmen arbeiten können. 13. Männer, Frauen und Kinder werden erschossen, um die Angestellten zu amüsieren [...].“ (Walter Hardenburg, *The Putumayo: The Devil's Paradise. Travels in the Peruvian Amazon Region and an Account of the Atrocities. Committes upon the Indians Therein*. London, T. Fisher Unwin, 1912, S. 184 f.).<sup>94</sup>

Eingeflochten in diese Zusammenhänge und auf der Grundlage eigener Erfahrungen, die er als juristischer Sekretär der kolumbianisch-venezolanischen Grenzkommission zur Klärung der öst-

92 Ignacio Uzquiza, *La ficción misma del estado: „La vorágine“ de José Eustasio Rivera*, in: Anuario de Estudios Filológicos, Vol. 13 (1990), S. 379 f.:

[http://dehesa.unex.es/bitstream/handle/10662/4494/0210-8178\\_13\\_379.pdf?sequence=1&isAllowed=y](http://dehesa.unex.es/bitstream/handle/10662/4494/0210-8178_13_379.pdf?sequence=1&isAllowed=y).

93 Über Roger Casement und sein Schicksal veröffentlichte Mario Vargas Llosa 2010 (dt. 2011) seinen Roman „Der Traum des Kelten“. Auf Rivera geht er nicht ein, weil er dessen Roman für misslungen hält. Darauf eine heftige Gegenreaktion von Mario Javier Pacheco García, *José Eustasio Rivera La vorágine, y su descalificación por Vargas Llosa*: <http://www.mariojavierpacheco.com/wp-content/uploads/2015/12/Jos%C3%A9-Eustasio-Rivera.-La-vor%C3%A1gine-descalificada-por-Vargas-Llosa.-Rese%C3%B1a-Mario-Javier-Pacheco.pdf>.

94 Zitiert bei Julia Seraphine Nösterer, *Die Seringueiros in „A Selva“, „La Vorágine“ und „Canaima“*. Ausbeutung in der grünen Hölle, Diplomarbeit, Wien 2012, S. 53. (Siehe: <http://othes.univie.ac.at/25951/>.) Dazu auch „Death in the Devil's Paradise“: <https://www.survivalinternational.org/articles/3282-rubber-boom>.

lichen Landesgrenzen in den [Llanos](#) und im Urwald machte, begann [José Eustasio Rivera](#) schon während seiner diesbezüglichen Reise 1922 mit der Niederschrift seines Romans, den er 1924 abschloss.

#### 4.1.1 ZUM INHALT VON „DER STRUDEL“

In einem einleitenden Brief an einen kolumbianischen Minister stellt sich Rivera als den Bearbeiter eines Manuskripts des Schriftstellers Arturo Cavo dar, der vom Minister beauftragt worden ist, die Aufzeichnungen des „*unglücklichen Verfassers*“, die dem kolumbianischen Konsul in [Manaus](#) zur Weiterbeförderung nach Bogotá übergeben worden seien, zur Veröffentlichung vorzubereiten. Es solle aber zunächst noch auf weitere Nachrichten von Cavo gewartet werden, die dann in ein noch zu erstellendes Nachwort einfließen sollen. Im nachgereichten Nachwort wird dann aus einem Telegramm zitiert, das beim Minister aus Manaus eintrifft und in dem es heißt, dass man es nach fünfmonatiger Suche aufgegeben habe, Arturo Cavo und seine Gefährten noch zu finden. So lautet der letzte Satz des Romans im Wortlaut des Telegramms: „*Der Wald hat sie verschlungen.*“

Die zwischen dem einleitenden Brief und dem Nachwort in der Ich-Form ausgebreiteten Aufzeichnungen Arturo Cavos, der auch seine Gefährten mit ihren Lebenserzählungen zu Wort kommen lässt, umfassen einen Zeitraum von etwa sieben Monaten, die Zeit, nach der seine von ihm entführte Geliebte Alicia, mit der er aus Bogotá zunächst in die Llanos geflohen ist, im Urwald ihren und Arturos frühgeborenen Sohn zur Welt bringt. Dorthin ist Arturo ihr gefolgt, nachdem sie sich mit einer anderen Frau einem zwielichtigen Bekannten angeschlossen hatte, der in den Kautschuk- und Menschenhandel verstrickt ist.

Der Roman besteht aus drei Teilen und beginnt mit der Liebesgeschichte, auf die sich der Dichter Arturo mit Alicia, einer Tochter aus gutem Hause, eingelassen hat. Alicia möchte sich nämlich nicht von ihren Eltern mit einem reichen, alten Landbesitzer verheiraten lassen. Alicia wird wegen ihres Trotzes von den Eltern verstoßen, und Arturo soll vom verschmähten Landbesitzer wegen Verführung einer Minderjährigen juristisch belangt werden. Deshalb fliehen die beiden aus der Stadt. Sie haben nicht vor zu heiraten, weil Alicia Arturos Zukunft nicht im Wege stehen möchte, wie auch Arturo nicht vorhat, sich an Alicia zu binden. Er träumt von Ruhm und Ehre und beginnender Berühmtheit. Unterdessen stellt sich heraus, dass Alicia von Arturo schwanger ist.

Sie fliehen ins östlich gelegene [Departamento de Casanare](#), in dem die Llanos beginnen. Sie treffen auf Leute, die sie vor ihren Verfolgern schützen, und werden von dem Paar Griselda und Fidel Franco, einem desertierten Armeeleutnant, auf deren bescheidenem, aber schönem Anwesen aufgenommen. Griselda, mit ihrem Leben unzufrieden, hat davon gehört, dass man vom Kautschuksammeln reich werden könne, wird aber gewarnt, dass das mit großen Gefahren verbunden sei. Diese Gefahren treten in Gestalt des zwielichtigen Händlers und Schmeichlers Barrera auf, der Griselda und Alicia für sich einnehmen kann. Barrera macht auch mit Viehhandel Geld. Dabei gerät er in Konflikt mit einem ebenfalls zwielichtigen und kranken Viehzüchter, bei dem auch Franco und Cavo verkehren. Sie versprechen sich von ihrer Unterstützung für ihn Vorteile, weil Cavo auch daran denkt, sich auf dem Land mit Alicia niederzulassen und sich mit seiner größer werdenden Familie eine Zukunft in ländlichem Umfeld ausmalt. Barrera lässt jedoch den Viehzüchter töten und gewinnt falsche Zeugen dafür, dass Franco und Cavo die Mörder sind und vor Gericht gebracht werden sollen. In einer Konfrontation mit dem Ich-Erzähler verletzt Barrera Cavo, der vor allem Alicia für sich behalten möchte.

Unterdessen haben sich Griselda und Alicia mit Barrera ins Einvernehmen gesetzt. Sie machen sich zusammen mit den von Barrera angeworbenen Arbeitern, die beim Kautschuksammeln Geld verdienen und reich werden wollen, in den Urwald auf. Barrera verdient jedoch viel Geld damit, dass er

die Angeworbenen mit falschen Versprechen lockt, aber im Urwald an Kautschukunternehmer verkauft, die die Arbeiter mit ihren bewaffneten Angestellten dann um ihre Freiheit bringen und auf Lebenszeit versklaven.

Cavo und Franco stecken angesichts des Geschehens in verzweifelter Wut alles in Brand und verlassen das Land mit Rachegeanken in Richtung Urwald.

Im zweiten Teil schildert Cavo, wie er mit Franco und zwei Mulatten, die sich ihnen angeschlossen haben, lange durch die Steppe irrt und am liebsten vor der Regenzeit nach Bogotá zurückkehren möchte. Franco möchte jedoch weiterziehen, weil er Gefallen am nomadischen Leben gefunden hat und als Deserteur fürchten muss, festgesetzt zu werden. Auf einem Boot gelangen sie in den Urwald, wo sie sich von freundlichen Indios mit Proviant für ihre Weiterreise versorgen lassen.

Sie treffen auf einen weiteren Mulatten, der unter Franco beim Militär gedient hat und der sich ihnen anschließt, weil er sich an Barrera rächen möchte. Von ihm hatte auch er sich anheuern, verraten und verkaufen lassen und erzählt den anderen, wie er mit einigen Indios hat fliehen können. Der Urwald sei ein gefährliches Gebiet zum Überleben, auch wegen der vielen Fieberkrankheiten, denen die Menschen ständig ausgesetzt sind. Das größte Übel seien jedoch die Kautschukunternehmer und ihre Helfershelfer, die vor keiner Schandtät zurückschrecken.

Schließlich begegnen sie dem aus Kolumbien stammenden Kautschuksammler Clemente Silva. Sein Körper ist bedeckt von Folternarben und schwärenden Wunden, in denen Würmer zu sehen sind. 16 Jahre hat er im Urwald zugebracht, wo er eigentlich nach seinem Sohn sucht, der als Junge von 12 Jahren die Familie heimlich verließ und sich Kautschuksammlern anschloss. Jetzt möchte er nur noch sein Grab und seine Knochen finden, nachdem er erfahren hat, dass er tot ist.

Der dritte Teil setzt die Erzählung von Clemente Silva fort. Er stammt auch aus Kolumbien. Die Gruppe um Cavo und Franco nimmt ihn als weiteres Mitglied wegen seiner reichen Erfahrung und seines Ortssinnes im Urwald auf. Sie wollen ihm bei der Suche nach den Überresten seines Sohnes helfen, deren sich El Cayeno, in dessen Besitz er sich immer noch befindet, bemächtigt hat. El Cayeno ist ein geflüchteter französisch-korsischer Sträfling aus Französisch Guyana, der zu einem der brutalen Kautschukunternehmer geworden ist.

Nach ihrem Herumstreifen im Urwald stoßen sie dort, wo sie Barrera vermuten, auf eine bemerkenswerte Frau, die über 40 Jahre alte, „*Madonna*“ genannte Türkin Zoraida Ayram. Sie arbeitet unabhängig als Kautschukunternehmerin und muss sich Respekt in der rücksichtslosen Männergesellschaft verschaffen. El Cayeno ist einer ihrer Schuldner, den sie stellen möchte. Sie hält sich in dessen Lager auf und wartet auf ihn. Sie gibt augenblicklich im Lager den Ton an.

Cavo trifft in der Niederlassung einen Jugendfreund aus Bogotá wieder, der sich als Kautschuksammler im Urwald verdingt hat. Er tat es aus enttäuschter Liebe<sup>95</sup> und hat sich damit abgefunden, dass es für ihn keine Rückkehr mehr geben wird, weil ihn das Leben in der Stadt abstößt. Von ihm erfährt Cavo, was der venezolanische Kautschukhändler [Tomás Funes](#), ein ehemaliger Militär, am 8. Mai 1913 in [San Fernando de Atabapo](#) für ein Massaker hatte anrichten lassen, um sich eines großen Gebietes zu bemächtigen.<sup>96</sup> Zoraida Ayram, mit allem vertraut, aber doch nicht stark genug in ihrer Unabhängigkeit, erweckt die Neugier von Cavo, worauf sie mit Zuneigung reagiert. Cavo

---

95 Die Frauen, in die er sich verliebte, zogen ihm vermögendere Partien vor, wie sehr sie auch von der Ehe enttäuscht worden sind. Er hat ein ruhigeres, eher philosophisches Temperament und bewundert Arturo wegen dessen ungebrochener Unternehmungslust, die ihn jetzt tief in den Urwald geführt hat, ohne dass er in die Abhängigkeit von Menschenhändlern oder Kautschukunternehmern geraten ist.

96 Das einzige genaue Datum, das im Roman angegeben wird. Wegen dieses Massakers wurde Funes von einem Guerrillageneral 1921 in Anwesenheit der gesamten Bewohnerschaft des Ortes fusiliert. – In der Erzählung Clemente Silvas spielt der peruanische Unternehmer Arana mit seinen mehr als 30.000 versklavten Indios und seinen Herrschaftsmethoden eine wichtige Rolle. Auch Silva musste sich an ihn verkaufen, ehe er in Abhängigkeit von El Cayeno geiet.

möchte ihre Zuneigung gewinnen und wird zu ihrem Liebhaber. Zoraida Ayram hat unter ihren Kautschuksammlern auch Griselda. Von ihr gibt es Neuigkeiten über Alicia. Sie ist noch Sklavin von Barrera, aber Griselda versichert, dass sie Cavo immer die Treue gehalten habe.

Clemente Silva verlässt Arturos Gruppe und die Niederlassung, weil er auf Geheiß Arturos dem kolumbianischen Botschafter in Manaus einen Brief übergeben soll, in dem Arturo das Los der um ihn versammelten kolumbianischen Kautschukarbeiter schildert, für deren Befreiung gesorgt werden soll. El Cayeno trifft bei seiner Rückkehr ins Lager auf die Kolumbianer und kommt bei einer Auseinandersetzung ums Leben, als er von einem Boot ins Wasser stürzt und von einem Hund zerissen wird.

Arturo Cavo, mit einem tauben Bein und wie viele andere schwer an [Beriberi](#) erkrankt, trifft endlich Alicia in Griseldas Armen wieder, findet Barrera, ringt mit ihm, sie fallen in den Fluss, Arturo drückt ihn unter Wasser und zieht sich ans Ufer zurück. Er sieht, wie Tausende Raubfische über ihn herfallen, so dass in Kürze nur noch sein weißes Knochengerippe auf dem Wasser treibt. Er zeigt es Alicia. Sie kommt mit ihrem Siebenmonatskind nieder, und Arturo bereitet im Lager die Flucht aus dem Urwald vor. Er hinterlegt ein Schreiben an Clemente Silva. Kehrt er aus Manaus zurück, soll er nach Arturos Wegeskizze den anderen folgen, die sich schon auf den Weg aus dem Urwald gemacht haben. Außerdem vertraut ihm Arturo seine Aufzeichnungen an, damit er sie dem Konsul übergebe.

Damit endet die Erzählung Arturos.

#### 4.1.2 ARTURO CAVO ALS ICH-ERZÄHLER

Die Wirkung des Romans rührt vor allem von der Schilderung der verwirrenden Reiseerlebnisse und der Gedankengänge des „*unglücklichen Verfassers*“ und Ich-Erzählers her. Er führt vor, wie er immer wieder an den Rand des Vorstellbaren und Erträglichen gerät, in Fieberträumen versinkt, den Verstand zu verlieren droht, bis er, von Entbehrungen und Krankheit gezeichnet, mit der wiedergefundenen Alicia, seinem Sohn und seinen Gefährten aus dem Urwald zur Rückkehr mit einem Proviant für sechs Tage aufbricht, womit seine Aufzeichnungen abrechnen, was heißt, dass der Urwald keinen der Hauptbeteiligten außer Clemente Silva hat entkommen lassen.

Dem Leser bleibt es überlassen, sich aus den Schilderungen der Ereignisse eine Erklärung abzuleiten, warum die verzweifelte Hoffnung der Protagonisten ins Leere geht und es kein Entkommen aus dem Strudel gibt, in den sie wie in einen Sog hinabgezogen werden und das vernichtende Grauen über sie siegt.<sup>97</sup> Schon die Verheißung eines Neuanfangs durch die Geburt eines Kindes, des Erstgeborenen – natürlich eines Jungen! – mündet, vom Ende her gesehen, wie in einen Leichenzug lebendiger Toter, von denen Arturo mit seinem Erstgeborenen unterm Mantel den Anfang macht, zwei Hunde ihm folgen und auf einer Bahre die junge Mutter hinter ihnen hergetragen wird. Durch und durch eine in Tod und Verderben endende Odyssee.

Am Autor und Verfasser des einleitenden Briefes an den kolumbianischen Minister liegt es, dass die Aufmerksamkeit des Lesers gleich im Vorspann auf einen Handlungsstrang gerichtet wird, der ins Politische führt, aber sich erst langsam im Verlauf der Reise über Arturos Einfühlungsvermögen in das erlebte Unglück der Kautschuksammler in seiner Erzählung entfaltet. In einer längeren Ruhepause von über sechs Wochen am Ende ihrer Reise beginnt er nämlich mit seinen Aufzeichnungen, wobei er sich bewusst wird, in was für einem Geschehnisablauf die Kautschuksammler und

---

97 Nicht von ungefähr werden Parallelen zwischen Joseph Conrads „Herz der Finsternis“ und „Der Strudel“ gezogen: Marisel Adriana Somale, *Paradojas de la condición humana. La metáfora del viaje en Heart of Darkness de Joseph Conrad y La Vorágine, de José Eustasio Rivera*, Universidad Nacional de La Plata 2011: <https://www.academica.org/000-037/66.pdf>.

schließlich er selbst ins Unglück gestürzt wurden. Zwischendurch verfasst er einen Brief an den kolumbianischen Konsul, den Clemente Silva nach Manaus bringen soll. Wie wichtig ihm diese Benachrichtigung ist, zeigt ein zweiter Brief, den er bei der Dampferagentur hinterlegt, damit der Konsul bei nächster Ankunft in der Niederlassung erinnert werde, dass er sich so schnell wie möglich um die kranken kolumbianischen Kautschuksammler, die zu der Gruppe von Cavo gestoßen sind, kümmere und für ihre Rückkehr aus dem Urwald Sorge. Er ergänzt: „*Gleichzeitig gebe ich in diesem Brief meinem bisherigen Leben und Streben den Abschied. Ich habe das Gefühl, dass mein Ziel nahe ist. Wie das dumpfe Rauschen der Äste im Gewittersturm ohne ich den nahen Strudel, der mich verschlingt ...*“<sup>98</sup>

Es geht also gegen das Romanende immer deutlicher um mehr als die persönlichen Erlebnisse eines Abenteurers und sein Racheverlangen in Liebesangelegenheiten. Die Flucht Arturos mit einer entführten Geliebten und seine Rachegefühle, als er sie verliert, führen den Protagonisten in Weltzusammenhänge, in denen alles, was er bisher kannte, so in Frage gestellt wird, dass er kaum mehr ermessen kann, was überhaupt um ihn herum geschieht. Vor der Kulisse der Übermacht des Urwaldes spielt sich zusätzlich das menschliche Schauspiel absoluter Gier, Macht, Gewalt, Ohnmacht und Ausbeutung ab, das herkömmlicherweise unter den abstrakten Begriffen „Imperialismus“, „Kolonialismus“ und „europäischer Expansion“ zu fassen gesucht wird. In Arturos Erzählung nehmen diese Begriffe Gestalt in Fleisch und Blut der Menschen an, die in das Räderwerk sich vollziehender Geschichte um die Ausbeutung der Natur geraten. Arturo hat nach sieben Monaten konkreter Erfahrung den Eindruck, sein Leben intensiv gelebt und ausgeschöpft zu haben. [Jorge Luis Borges](#) gibt seine Leseerfahrung mit „La vorágine“ so wieder: Er soll, als er nach Riveras Roman gefragt wurde, geantwortet haben, dass er das Buch kenne, aber den Eindruck habe, kein Buch gelesen zu haben, sondern sich an einem Ort befunden zu haben.<sup>99</sup>

Der in der hispanischen Überlieferung vielzitierte erste Satz, mit dem Arturos Erzählung beginnt, lautet mit dem folgenden Absatz im Original: „*Antes que me hubiera apasionado por mujer alguna, jugué mi corazón al azar y me lo ganó la Violencia. Nada supe de los deliquios embriagadores, ni de la confianza sentimental, ni de la zozobra de las miradas cobardes. Más que el enamorado fui siempre el dominador cuyos labios no conocieron la súplica. Con todo, ambicionaba el don divino del amor ideal, que me encendiera espiritualmente, para que mi alma destellara en mi cuerpo como la llama sobre el leño que la alimenta.*“

Daraus wurden in der Übersetzung der seit 1934 bis heute wiederaufgelegten Übersetzung der deutschen Erstausgabe von [Georg Hellmuth Neuendorff](#) in Schrumpfform zwei kurze Sätze: „*Als Alicia in mein Leben trat, hatte ich die Hoffnung, jemals wahre Liebe zu empfinden, bereits aufgegeben. Wie sehr ich mich nach einer Lebensgefährtin sehnte, ahnte niemand.*“<sup>100</sup>

Folgendes wäre jedoch der spanischen Vorlage entsprechend zu erwarten: „*Bevor noch irgendeine Frau meine Leidenschaft gefesselt hatte, setzte ich aufs Geratewohl mein Herz, und die Gewalt gewann es mir ab. Ich hatte weder Erfahrungen mit den berausenden Ohnmachtsanfällen noch mit gefühlvoller Vertraulichkeit oder der Aufregung der verstohlenen Blicke. Eher als der Verliebte*

---

98 „-¡Santa Isabel! En la agencia de los vapores dejé una carta para el Cónsul. En ella invoco sus sentimientos humanitarios en alivio de mis compatriotas, víctimas del pillaje y la esclavitud, que gimen en la selva, lejos de hogar y patria, mezclando al jugo del caucho su propia sangre. En ella me despido de lo que fui, de lo que anhelé, de lo que en otro ambiente pude haber sido. ¡Tengo el presentimiento de que mi senda toca a su fin...y, cual sordo zumbido de ramajes en la tormenta, percibo la amenaza de la vorágine!“ (S. 148 f. in der PDF-Datei der „biblioteca virtual universal“: <http://www.kimera.com/RECURSOS/La%20voragine/La%20Voragina.pdf>.

99 William Ospina, *Entre amor y violencia*, 1. August 1999: <https://www.eltiempo.com/archivo/documento/MAM-918196>.

100 José Eustasio Rivera, *Der Strudel*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 9. Diese Übersetzung wurde auch 1972 in der DDR im Berliner Aufbau-Verlag in der [Bb-Reihe](#) und 1977 als Jugendbuch im Verlag Neues Leben in der [Kompass-Bücherei](#) aufgelegt.

*war ich der herrisch Auftretende, von dessen Lippen keine inständigen Bitten kamen. Bei allem strebte ich nach der göttlichen Gabe der idealen Liebe, die mich geistig in Brand setzen würde, damit meine Seele in meinem Körper aufblitzte wie die Flamme, die vom Holz genährt wird.“<sup>101</sup>*

Es sollte also, falls sich ein deutscher Verlag zu einer Neuauflage entschiede, eine dem Original näher kommende Neuübersetzung vorgelegt werden, zumal von Neuendorff mit Weglassungen und neuen Kapiteleinteilungen nicht gespart wurde.

Hier eine weitere Passage, die bei Neuendorff unterschlagen wird, die aber zu dem gehört, was Arturo Cavo als Protagonisten ausmacht. Es ist eine Passage am Anfang des zweiten Teils, als die kleine Gruppe in den Urwald eingetaucht ist und Arturo noch mit sich selbst hadert und über Gedanken an Selbstmord brütet, aber auch erwägt, ob er nicht seine Kameraden im Schlaf töten sollte, damit ihnen erspart bliebe, was möglicherweise auf sie zukommt:

*„Zu dieser Zeit wurde ich zum Misanthropen, meine Gedanken verdunkelten sich und Entschlusslosigkeit plagte mich. In schlafwandlerischem Kummer verzehrte ich mich in Bitterkeit, unfähig, wie eine Schlange, die ihre Haut wechselt. Niemand hatte mehr Alicia mit Namen genannt, damit sie aus meinen Gedanken verbannt bliebe, aber diese Umsicht rief in meinem Herzen allen Hass wach, als ich verstand, dass sie mich wie einen Besiegten bemitleideten. Gotteslästerliche Worte versengten meine Lippen, und ein Blutschleier trübte meine Augen ein.*

*Und Fidel: Quälten ihn seine hartnäckigen Erinnerungen?<sup>102</sup> Er erschien mir nur traurig in seiner Vertraulichkeit, vielleicht um mir in meinem Kummer nahe zu sein. Er hatte alles von einem Augenblick auf den anderen verloren, und trotzdem gab er zu verstehen, dass er sich seither freier und mächtiger fühlte, als wäre sein Unglück nichts anderes als ein Aderlass für seinen Geist gewesen.*

*Und warum jammerte ich wie ein Eunuch? Was verlor ich mit Alicia, dass ich es nicht bei anderen Weibern wiederfinden könnte? Sie war nichts anderes als ein Zufall in meinem närrischen Leben mit einem Ende, das er verdiente. Ich sollte Barrera dankbar sein!*

*Außerdem hatte die, die meine Geliebte war, ihre Mängel. Sie war unwissend, launisch und jähzornig. Es mangelte ihr an allem Bemerkenswerten. Ohne die Brille der leidenschaftlichen Zuneigung gesehen war sie wie jede gewöhnliche Frau, eine, die den Zauber von denen zugeschrieben bekam, die ihr in Bewunderung nachstellten. Der Ausdruck ihrer Augen war engherzig, ihr Hals war kurz, und ihre Gestalt hatte nichts Besonderes.*

*Sie verstand nichts vom Küssen, und ihre Hände hatten kein Geschick für Liebkosungen. Nie nahm ich einen Duft wahr, der sie hervorhob; ihre Jugend roch nach Alltäglichem.*

*Warum sollte ich ihretwegen leiden? Ich hatte sie nur zu vergessen, hatte zu lachen und mich auf Neues einzulassen. So sah meine Bestimmung aus, wie sie sich stillschweigend auch meine Kameraden wünschten.*

---

101 Es geht um die Alternative von Liebe und Abenteuer/Gewalt, wie sie in der europäischen Epik seit Homers „Ilias“ um den Raub der Helena und in der „Odyssee“ angelegt ist, die Liebe aber in der Regel in Gestalt einer Frau die Auslöserin für männliche Abenteuer und Gewalt ist, die dann die Erzählung füllen. Im lateinamerikanischen Raum hat sich dominierend der Begriff „violencia“ durchgesetzt und Geschichte gemacht, wobei Liebe und Abenteuer in den Hintergrund treten. So lautete an der mexikanischen Universität von Veracruz ein Semesterthema zwischen Februar und Juni 2017: „Representaciones de la violencia en la literatura hispanoamericana“ (<https://www.uv.mx/inslit/general/representaciones-de-la-violencia-en-la-literatura-hispanoamericana/>). Nicht von ungefähr wird in der Originalversion von „La vorágine“ „violencia“ mit großem „V“ geschrieben, was ihren unpersönlichen Charakter unterstreicht. Menschen scheinen ihr anders ausgesetzt zu sein als der Liebe. Denn was Liebe ausmacht, hat Adorno so umrissen: „Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.“

102 Später erfährt Cavo die genaueren Umstände seiner Desertion: Fidel Francos Frau Griselda hatte sich in seiner Abwesenheit mit seinem Hauptmann in ihrem Hause getroffen. Als er gewalttätig wurde, wehrte sich Griselda mit einem Messer und erstach ihn. Als Fidel in der Nacht das Haus betrat, sah er, was vorgefallen war, nahm aber auf sich, was seine Frau getan hat. Sein weiteres Eheleben ist erfüllt von häuslichem Ärger, Überdruß und beiderseitigen Trennungsplänen.

Einer von ihnen, der seine Absicht kaum verstellt kundgab, sang manchmal im Rumbatakt ein geniales Liedchen, um mich zu trösten und mit Ironie zu stärken:

„Am Sonntag sah ich sie in der Messe,  
Am Montag verliebte ich mich in sie,  
Am Dienstag machte ich ihr einen Antrag,  
Am Mittwoch heiratete ich,  
Am Donnerstag ließ sie mich allein,  
Am Freitag verzehrte ich mich nach ihr;  
Am Samstag kam die Enttäuschung...  
Und am Sonntag suchte ich eine andere,  
Denn allein finde ich kein Auskommen.“

Unterdessen überkam mich eine fast schmerzhafteste Reaktion, in der Groll, Skepsis, Ungeduld und Rachegeanken einhergingen. Ich machte mich über Liebe und Tugend, über schöne Nächte und Tage lustig. Trotzdem gab es Einbrüche der Vergangenheit in meiner brennenden Brust, nostalgische Illusionen und Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Wohlsein.“<sup>103</sup>

So ziehen sich die Fluchtereignisse des ersten Teils mit dem Scheitern zweier Paarbeziehungen, zweier flüchtiger Erlebnisse Arturos mit anderen Frauen, den blutigen Auseinandersetzungen um Besitzansprüche und die schließliche Brandschatzung bis in den zweiten Teil hinein, werden aber dann zunehmend aufgesogen von dem, was sich im Urwald bei der Verfolgung Barreras für eine kaum vorstellbare Welt auftut, die in Arturo Cavo ganz andere Qualitäten hervortreten lässt. Damit löst sich auch die Porträtierung des Erzählers auf, die er im ersten Absatz des ersten Teils von sich selbst macht.

## 4.2 DIE GENESE SOLIDARISCHEN MENSCHENRECHTSBEWUSSTSEINS

Es ist die Einführung der Gestalt des Clemente Silva als Erzählers seines 12-jährigen Aufenthalts im Urwald, die sowohl den Roman auf eine andere Ebene hebt, wie sie auch Arturos Haltung nach seinen Verzweiflungsanfällen mehr und mehr auf das Los der Menschen richtet, denen er mit seiner Gruppe im Wald begegnet und für deren unglückliches Schicksal er zunehmend Empathie empfindet und gleichzeitig in Barrera und seinesgleichen mit J. C. Arana und Tomás Funes an der prominenten Spitze die Ausbeuter identifiziert, die andere ins Unglück stürzen, um sich zu bereichern.

Obwohl das allen Kautschuksammlern widerfahrene Unrecht registriert wird, richtet sich die von Cavo allmählich entfaltete Unterstützung ausschließlich an Kolumbianer, weil sich nur die kolumbianische Regierung als Ansprechpartner anbietet, wenn etwas zum Beenden der unerträglichen Situation erreicht werden soll. Das ist im 21. Jahrhundert nur ansatzweise mit dem [Internationalen Gerichtshof](#) in Den Haag anders geworden. Aber dessen Reichweite ist nach wie vor begrenzt, so dass menschenrechtliche Absicherung für jedes Individuum nur durch die in den jeweiligen nationalstaatlichen Verfassungen enthaltenen Freiheitsrechte garantiert wird.<sup>104</sup> Arturo gibt für dieses an den Nationalstaat gebundene Menschenrecht ein deutliches Beispiel, als er den Tod El Cayenos kommentiert: „¡Así murió aquel extranjero, aquel invasor, que en los lindes patrios taló las selvas, mató los indios, que esclavizó a mis compatriotas!“ (wie Anm. 98, S. 148).<sup>105</sup>

103 Wie Anm. 97, S. 58.

104 In einen europäischen Nationalstaat muss man nämlich erst einmal gelangen, was gegenwärtig, bricht man von jenseits des Mittelmeeres auf Booten nach Europa auf, nur vereinzelt gelingt, wenn sich überhaupt noch Häfen finden, die Flüchtlinge und Migranten aufnehmen, die dann auf willige Nationalstaaten aufgeteilt werden.

105 „So starb jener Fremde, jener Eindringling, der in den heimatlichen Grenzregionen die Wälder abholzte, die Indios tötete, meine Landsleute versklavte!“ (Fehlt in der deutschen Übersetzung). – Während die Kolumbianer als

Im Folgenden sollen Zitate aus dem Roman nachvollziehbar machen, wie Rivera Arturo Cavo darstellt, damit er aus seiner anfänglichen Rolle herauswächst und sein neues Ziel anstrebt, soweit er es vermag, den Menschen, die er in der Urwaldhöhle erlebt, zu helfen und sich darüber selbst zu vernachlässigen.

#### 4.2.1 AUS DER ERZÄHLUNG CLEMENTE SILVAS

„*Der Wald verwandelt den Menschen und entwickelt seine unmenschlichsten Triebe. Grausamkeit dringt in seine Seele, und Habsucht brennt wie höllisches Fieber. Gier nach Reichtümern erhält ihn aufrecht, der Geruch des Kautschuks erzeugt Golddurst. Der Arbeiter müht sich ab in der Hoffnung, einmal Unternehmer zu werden und nach den großen Städten gehen zu können. Dort will er den Kautschuk, den er mitbringt, losschlagen, sich mit weißen Frauen vergnügen und sich monatelang betrinken; er weiß ja, dass tausend Sklaven in den Wäldern dafür sorgen, dass er sich diesen Genuss leisten kann – wie er selbst es früher für seinen Herrn getan hat. Nur dass die Wirklichkeit langsamer ist als der Traum. Die Beriberi ist eine schlimme Sache und in den Sumpfniederungen gehen viele am Fieber zugrunde. Sie drücken den Mund gierig an die Rinde, aus der milchiger Kautschuksaft fließt, um damit den Fieberdurst zu stillen, wenn sie kein Wasser haben. Von Mäusen und Ameisen, den einzigen ‚Millionen‘, die sich bei ihnen sammeln, in der Todesstunde zerfressen, verwesen sie wie gefallenes Laub. Andere bringen es durch ihre Grausamkeit zum Aufseher. Dann warten sie jeden Abend mit dem Heft in der Hand auf die Arbeiter, die ihnen den gesammelten Kautschuk übergeben. Die Menge, die sie abgeben, wird aufgeschrieben. Die Aufseher sind nie zufrieden und machen ihrem Ärger mit Peitschenhieben Luft. Dem, der zehn Liter bringt, schreiben sie nur die Hälfte gut. So bereichern sie sich. Den hinterzogenen Kautschuk verkaufen sie heimlich an einen anderen Unternehmer oder graben ihn ein, um dafür bei einem Händler, der in die Wälder kommt, Schnaps und andere Waren zu kaufen. Auch manche Arbeiter tun das. Der Wald gibt ihnen die Möglichkeit, sich gegenseitig zu vernichten, und so rauben und morden sie insgeheim und ungestraft. Die Bäume plaudern von den Untaten, die sie hervorrufen, nichts aus.*‘

„*Warum führen sie selbst ein so unseliges Leben?*‘, fragte ich entrüstet.

„*Ach, Señor, das Unglück zermürbt einen.*‘

„*Warum kehren Sie nicht nach Hause zurück? Was können wir für Ihre Befreiung tun?*‘

„*Vielen Dank, Señor!*‘

„*Erst müssen wir Ihre Wunden heilen. Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen behilflich bin!*‘

(...)

„*Wissen Sie*‘, sagte ich am Nachmittag zu ihm, *ich bin von Natur ein Freund der Schwachen und Bedrückten. Auch wenn ich wüsste, dass Sie uns morgen verraten würden, müsste ich Sie wegen Ihrer Hilflosigkeit schonen. Ich weiß nicht, ob Sie mir Glauben schenken, aber denken Sie daran, dass wir Sie töten könnten, weil Sie zu den Leuten des schuftigen EL Cayeno gehören. Aber wir werden Sie weder töten noch gefangen davonführen. Vielmehr fordere ich Sie auf, unser Geschick zu teilen. Wir sind Landsleute von Ihnen und sind allein.*‘

Der Alte erhob sich, um sich zu vergewissern, dass er nicht träumte. Er sah uns lange ungläubig an, dann streckte er uns die Hände entgegen und rief:

„*Ihr seid Kolumbianer?*‘

---

„Kolonisten“ oder „Kolonisatoren“ bezeichnet werden (wie Anm. 98, S. 46, 84, 95, 96), also für Kolumbien im Urwald sogenannte „innere Kolonisation“ betreiben, müssen aus der nationalen Perspektive Kautschukunternehmer, die aus anderen Ländern kommen, als „Eindringlinge“ gelten. Daran ist abzulesen, dass die Staatlichkeit von Ländern wie Kolumbien noch nicht durchgesetzt ist. Nachdem die Staatlichkeit wie etwa in Argentinien durchgesetzt war, wurde jedoch um Kolonisten oder Kolonisatoren geworben und fremdstaatliche Einwanderer oder auch internationale Unternehmen mussten sich entweder um Einbürgerung oder besondere Konzessionen bemühen.

„So ist es. Und Ihre Freunde.“<sup>106</sup>

Clemente Silva wird die Gruppe dann in das Lager von El Cayeno an einen Zufluss des Amazonas führen, von wo sie auch Barrera und die von ihm mitgenommenen Frauen Griselda und Alicia wiederzufinden hoffen. Da sich, wie Silva weiß, El Cayeno dort gerade nicht aufhält, aber Zoraida Ayram dort wegen der Begleichung seiner Schulden auf ihn wartet, ist dort nicht mit unmittelbarer Gefahr zu rechnen.

#### 4.2.2 REFLEXIONEN ARTURO CAVOS ÜBER DEN URWALD, DAS LEBEN DER PFLANZEN UND DIE ROLLE DES ZIVILISIERTEN, VERSTÄDTERTEN MENSCHEN

„Der Wald erfüllt den Menschen mit der unaufhörlichen Vorstellung drohender Gefahr. Die Pflanzen sind empfindungsbegabte Wesen, deren seelische Beschaffenheit wir nicht kennen. Sprechen sie in dieser Einsamkeit zu uns, so versteht nur unser Ahnungsvermögen, was sie sagen wollen. In ihrem Bereich werden unsere Nerven zu einem Bündel zitternder Saiten, das vor Überfall und Verrat warnt.

Die Sinne verändern ihre Tätigkeit: das Auge fühlt, der Rücken sieht, der Geruch forscht, die Beine messen ab, und das Blut schreit auf: Fliehen, fliehen!

Der zivilisierte Mensch aber ist hier Bannerträger der Vernichtung. In der Geschichte der Räuber, die ihre Arbeiter versklaven, die Indianer ausbeuten und gegen den Wald Krieg führen, liegt trotz allem eine großartige Tapferkeit. Vom Unglück verfolgt ziehen sie aus den sterilen Städten in diese Wüstenei und suchen ihrem Leben ein Ziel zu geben. Das Sumpffieber rast in ihren Adern und stiehlt ihnen ihr Gewissen; nur mit Gewehr und Buschmesser bewaffnet lernen sie jeder Gefahr ins Auge zu sehen; ewig hungrig und fast nackt, da ihnen die Kleider vom Leibe faulen, sehnen sie sich in den Unbildern der Witterung nach Genuss und Fülle.

Endlich bauen sie sich eines Tages am Felsenufer eines Flusses eine Hütte und nennen sich ‚Unternehmer‘. Sie gehen gegenseitig aufeinander los, töten oder unterjochen einer den anderen.

Man muss unter ihnen gelebt haben, um zu beobachten, dass sie lawinengleich vorgehen; die Caucheros zerstören in Kolumbien jährlich Millionen von Bäumen. In Venezuela ist der Balata, der einen kautschukähnlichen Stoff lieferte, vollkommen ausgerottet worden.

Einer dieser Männer war der französischen Strafkolonie auf der [Teufelsinsel](#) in Guyana entflohen. Obwohl er wusste, dass die Wärter die Haifische füttern, damit sie unablässig um das Gefängnis die Runde machen, stürzte er sich mutig ins Meer.

Er kam in die Ebene des [Inírida](#) und [Guainía](#), überfiel fremde Niederlassungen, fing flüchtige Caucheros ein und monopolisierte die Kautschukgewinnung. Mit seinen Teilhabern und Sklaven wohnte er in den Baracken am Fluss, deren ferne Lichter vor unseren Augen durch den dichten Wald flimmerten, als wir eines Nachts unsere Ankunft im Lager mit Absicht noch ein wenig verzögern wollten.

Wer hätte uns in jenem Augenblick gesagt, dass unsere Schicksale denselben gewalttätigen Verlauf nehmen würden?“<sup>107</sup>

In dem, wie hier die Stadt gegen die „Wüstenei“ ausgespielt wird, ist an den Argentinier [Domingo Faustino Sarmiento](#) und sein Buch „[Barbarei und Zivilisation](#)“ zu erinnern. Für Sarmiento gilt nur die Stadt als zivilisiert, während die „Wüste“ die Barbarei repräsentiert. Arturo vertritt hier also bereits einen zivilisationskritischen Ansatz, wenn er *Sterilität* mit der Stadt als Zivilisationszitatele gleichsetzt. Sein Urteil fällt allerdings insofern zwiespältig aus, als er dem deutlich benannten Raubbau an der Natur auch den Mut der vom Unglück verfolgten Menschen gegenüberstellt. Auch diese Menschen sind jedoch „*paladines de la destrucción*“, „Bannerträger der Vernichtung“.

106 Wie Anm. 98, S. 79 f., oder wie Anm. 100, S. 145 ff.

107 Wie Anm. 98, S. 105., oder wie Anm. 100, S. 191 f.

#### 4.2.3 DAS PORTRÄT EINER EMANZIPIERTEN FRAU ALS KAUTSCHUKUNTERNEHMERIN

*„Als es Abend wurde, kam die Madonna wieder zum Vorschein. In einen schneeweißen, leichten Gaseschleier gehüllt, der die Stechmücken abhielt, führte sie vor der Laubhütte, die uns zugewiesen worden war, ihre Langeweile spazieren.*

*Wir hockten müßig am Herd, schwiegen, gähnten und warteten auf die Fischer, die an den Fluss gegangen waren, um für unser Abendessen zu sorgen. (...)*

*Die Türkin trug ihren Schaukelstuhl ins Freie und ließ sich darauf nieder, um im Sternenschein den Duft des Waldes zu atmen. Das sollte mich fesseln. Ihre Augen, die sie nach dem Himmel richtete, wollten von mir bewundert sein; ihre Gedanken, die in die Nacht hinauszuwandern schienen, arbeiteten gegen meine Seelenruhe. Wieder einmal, wie einst in der Stadt, suchte mich ein Weib, auf seinen Vorteil bedacht, berechnend zu verführen.*

*Ich sah heimlich nach ihr hinüber und spürte jene Angriffslust des Weibes, die der offenen Herausforderung vorangeht.*

*Die Madonna war ein einzigartiges, ehrgeiziges, männlichstarkes Wesen. Mit ihrem Frachtboot wagte sie sich auf die einsamsten Flüsse und durch die gefährlichsten Stromschnellen, um Sammler aufzusuchen und ihnen den gestohlenen Kautschuk gegen billige Waren abzukaufen. So setzte sie sich Gewalttätigkeiten aller Art aus, weil sie zu dem Geld kommen wollte, von dem sie träumte, nötigenfalls mit dem Einsatz ihres Körpers, um das Geschäft zu einem guten Erfolg zu führen. Um die Männer im Walde zu verzaubern, schmückte sie sich mit großer Sorgfalt, und wenn sie bei den Barracken anlegte, sauber und duftend, vertraute sie den Schutz ihres Vermögens ihrer vielversprechenden Sinnlichkeit an.*

*Wie oft mochte sie in einer Nacht wie heute in unerforschter Wildnis ihr Klappbett auf dem noch warmen Sand aufschlagen, voller Enttäuschung über einen Misserfolg, den Tränen nahe, bar jeder Hilfe, jedes Schutzes! (...) So musste die Madonna, auf ewig wiederholten Fahrten, beim einförmigen Rauschen der Waldbäche ermessen, wie weit der Weg von der Armut zum Besitz gleißender Goldschätze war. (...) Dann beklagte sie wohl ihr Geschick und nährte ihre Enttäuschung an dem Gedanken, dass so viele Frauen in Überfluss und Luxus geboren sind, müßig dahinleben und mit ihrer Tugendhaftigkeit spielen, um eine Zerstreung zu haben. Und wenn sie sie verlieren, leben sie dennoch in allen Ehren weiter, denn ihr Geld erneuert ihre Tugend.*

*Sie aber bleibt unterm Joch der Armut und kämpft mit allen Kräften, sich ein ruhiges Alter zu erhandeln und in ihre Heimat zurückzukehren, die ihr alles versagt hat außer der Erlaubnis, sie zu lieben und dereinst wiederzusehen. (...)*

*Daran musste ich denken. Meine Abneigung verschwand vor diesen romantischen Phantasien, indes ich beobachtete, wie sie sich anstrengte, mich für sich zu gewinnen. Wollte sie mein Gold oder meine Jugend? Sie mochte wählen, was ihr gefiel. In diesem Augenblick empfand ich ihr gegenüber die Solidarität aller Enterbten. Wenn ihr Trachten auch immer höchst gewöhnlich war und sich ihre Seele im Daseinskampf verhärtet hatte, musste sie doch der Schwermut und der Illusion ihr Opfer bringen. Vielleicht kannte sie wie ich von der Liebe nur die Leidenschaft des Geschlechts, die nicht Tränen, sondern Überdruß hinterlässt. War es jemand schon gelungen, ihr Herz zu gewinnen?*

*Langsam und leise hob sich im Bereich der Hütte eine halbreligiöse Melodie und stieg empor wie ein Wölkchen aus einem Weihrauchfass. Ich hatte den Eindruck, eine Flöte spräche mit den Sternen. Dann schien es mir, als würde die Nacht blauer und ein Nonnenchor sänge weit in den Bergen; das dichte Laub aber schwächte die Töne*

*Madonna Zoraida Ayram hatte eine Ziehharmonika in den Händen und spielte darauf. Die zarte Musik erweckte sehnsüchtige Erinnerungen. Zu jedem Herzen sprach eine bekannte Stimme. Mehrere Frauen kamen mit ihren Kindern und kauerten sich neben der Spielerin hin. Friede, Waldgeheimnis, Wehmut. Auf den Kängen erhob sich der Geist, löste sich vom Stofflichen und flog in ferne Länder, während der Körper reglos verblieb wie die Bäume und Gräser rundum.*

*Meine Dichterseele, die die Sprache der Töne versteht, begriff, was diese Musik den Zuhörern sagte. Sie versprach den Cauchos Erlösung, die nun bald durch irgendwen kommen müsse (könnte ich sie doch bringen!).*

*Sie malte das Bild ihrer Leiden und rief die Anteilnahme aller Völker herbei. Sie tröstete die versklavten Frauen und verhiess ihnen, dass ihre Kinder den Anbruch der Freiheit sehen würden., den sie selbst nicht erlebten. Uns allen aber brachte sie als schönste Gabe die Möglichkeit, unser Elend in Seufzer und Traum liebzugewinnen. In kurzen Augenblicken durchlebte ich die vergangenen Jahre wie ein Zuschauer meines eigenen Schicksals. Wieviel zeigte schon früh an, welches meine Zukunft sein werde! Kinderkämpfe, eigenwillige Knabenjahre, Jugend ohne Liebe und Frohsinn. Was war es, das mich jetzt weich machte, so dass ich selbst meinen Feinden verzeihend die Hand hätte reichen mögen? Dies Wunder bewirkte eine beinahe kindliche Melodie.*

*Madonna Zoraida Ayram war unzweifelhaft ein außergewöhnliches Geschöpf! Ich begann sie zu bewundern, ich segnete sie.*

*Dann musste ich an meine Lage denken. Die Tränen kamen mir, weil ich arm war, in zerrissenen Kleidern ging von einem traurigen Geschick verfolgt wurde.“<sup>108</sup>*

Diese Begegnung mit Zoraida Ayram färbt schließlich auch auf seine Wahrnehmung Alicias ab, noch bevor er sie aus den Händen Barreras befreit hat. Er kann sich vorstellen, mit ihr und seinem Jugendfreund nach Brasilien weiterzuziehen, um dort ein neues Leben zu beginnen. Das wird aber nicht lange vorhalten und entspringt einem wohligen, zuversichtlichen Augenblick:

*„Dieses mannhafte Weib ist gut, und ich habe sie verloren! Ich werde sie retten! Mach mir keine Vorwürfe wegen dieses Vorschlags, dieses Trachtens, dieser Entscheidung! Nimm es mir nicht übel, dass sie meine Geliebte ist; heute ist sie nur eine Mutter, die auf ihr eigenes Wunder wartet. Wieviele auf der Welt fügen sich darein, mit einer Frau zu leben, von der sie nicht geträumt haben, aber sie ist trotzdem die Richtige, denn die Mutterschaft heiligt sie. Denke daran, dass Alicia keinen Fehltritt begangen hat; und ich habe sie in meiner Verbitterung schlechtgemacht. Komm her! Über dem Leichnam meines Rivalen wirst du uns versöhnt sehen. Suchen wir sie! Niemand wird sie kaufen wollen, weil sie schwanger ist. Aus ihrem mütterlichen Bauch schützt sie mein Sohn!“<sup>109</sup>*

#### 4.2.4 ÜBER DIE SEXUELLE BEFRIEDIGUNG DER KAUTSCHUKSAMMLER

Wenn man sich im Lager umsieht, ist etwas anderes zu erahnen. Es führt tief in das hinein, was [Ann Laura Stoler](#) in ihrem Buch „Carnal Knowledge and Imperial Power: Race and the Intimate in Colonial Rule“ (2002) abhandelt, das als französische Ausgabe den Titel trägt „La chair de l’empire“ (2013).<sup>110</sup> Hier geht es freilich um ein frühes Stadium des inneren Kolonialismus, in dem noch keine Regelungen außer denen der Macht und Gewalt das Szepter führen. Deutlich wird in „La voragine“ aber, was alles noch geschehen musste, bis dem losgelassenen Freibeutertum Zügel angelegt wurden, um die Kolonisten und Kolonisatoren, aus ihren Zivilisationen fortgegangen, nach ihren Zivilisationsbrüchen einzufangen, nachdem die europäischen Mutterländer oder die zu Nationalstaaten gewordenen ehemaligen spanischen Kolonialländer in Lateinamerika sich ihrer

<sup>108</sup> Wie Anm. 98, S. 118 ff., oder wie Anm. 100, S. 216-221.

<sup>109</sup> Wie Anm. 98, S. 146. - Überzeugt von seinem Mannestum geht er wie selbstverständlich davon aus, dass Alicia mit seinem Sohn schwanger geht. Ein schönes Beispiel intuitiver männlicher pränataler Diagnostik! Es ist noch nicht allzu lange her, dass Ehefrauen damit rechnen mussten, bald nach der Geburt eines Mädchens wieder geschwängert zu werden, damit das nächste Mal ein Junge geboren werde und der Ehemann nicht länger als „Büchsenmacher“ galt/gilt: „Bis ins 21. Jahrhundert hat sich der skurrile Brauch erhalten, nach der Geburt eines Mädchens dem Vater ein Schild aufzustellen mit dem Titel **Zum Büchsenmacher xyz** und dieses mit alten Dosen zu behängen. Urheber dieses seltsamen Gehabens sind Freunde oder Bekannte des Vaters“:

[https://www.sn.at/wiki/B%C3%BChchenmacher\\_\(Brauch\)](https://www.sn.at/wiki/B%C3%BChchenmacher_(Brauch)).

<sup>110</sup> Siehe dazu „[Imperialistische Fleischwerdung von Kolonisator und Kolonisiertem](#)“, S.

Verantwortung bewusst geworden waren und etwa für die US-Amerikaner in Cuba vor der Castro-Revolution noch in „Ratschlägen für Anglos“ (Rachel Kushner, „Telex aus Cuba“) nachzulesen war, was sie auf fremdem Boden an angemessenen Verhaltensweisen zu beachten hatten. Im Amazonas-Urwald sah es bis in die 1920er Jahre so aus, dass die britische Regierung Roger Casement auf diplomatische Reise schickte, um zu erkunden, was alles unsichtbar an den Aktien der „Peruvian Amazon Rubber Company“ klebte. Riveras Interventionen bei der kolumbianischen Regierung blieben folgenlos und damit auch sein Roman:

*„Als wir an einem Schuppen vorübergingen, der nahe am Fluss lag, erblickte ich eine Gruppe acht- bis dreizehnjähriger Mädchen. Sie hockten traurig auf der Erde. Alle trugen schmutzige Tücher aus einer Art Frotteestoff, die ihnen wie eine Schärpe über den Leib hingen und an der Schulter mit einer Schnur zusammengehalten wurden, so dass Brust und Arme frei blieben.*

*Ein Mädchen suchte ihrer Freundin, die in ihrem Schoß eingeschlafen war, das Ungeziefer ab, andere rollten sich mit papierdünner Tabarírinde eine Zigarette. Eine kaute missvergnügt auf einer saftigen, orangenartigen Art Apfel herum, eine andere, mit stumpfen Blicken und wildem Haar, schob einem Säugling, der ungeduldig auf ihren Schenkeln herumtrat, den kleinen Finger in den Mund. Damit versuchte sie seinen Hunger zu beschwichtigen, da ihre Brust leer war.*

*Der jämmerlichste Anblick, den ich je erlebt habe!*

*„Don Clemente, was machen die kleinen Indianerinnen, bis die Eltern wieder ins Lager zurückkommen?“*

*„Sie sind die Geliebten unserer Herren. Man kauft sie den Eltern für Salz, ein Stück Stoff und Kleinkram ab oder holt sie als eine Art Sklaventribut aus den Arbeiterhütten. Sie haben nie Kindesunschuld besessen und kennen kein anderes Spielzeug als den schweren Wassertopf oder das Brüderchen, das sie auf der Hüfte mit sich herumschleppen. Kaum zehn Jahre alt, werden sie von den Herren vergewaltigt. Schweigend wachsen die armen Wesen heran, bis sie sich eines Tages erschreckend Mutter fühlen, ohne zu wissen, was sie damit auf sich nehmen.“<sup>111</sup>*

#### 4.3 WECHSELBEZIEHUNGEN VON KOLONIALISIERTER LEBENSWELT UND KOLONIALISMUS

Domingo Faustino Sarmiento war ein leidenschaftlicher Befürworter der europäischen Zivilisation und sah sie deshalb als vorbildlich für das an, was in seinem Land Argentinien, in dem er außerhalb der Städte die Barbarei am Ruder sah, anzustreben war. Dafür war er bereit, einen Preis zu zahlen:

*„Wird es uns gelingen, die Indianer auszurotten? Für die Wilden Amerikas empfinde ich einen unüberwindbaren Widerwillen, gegen den ich keine Abhilfe weiß. Dieses Gesindel besteht nur aus ekelhaften Indianern, die ich aufzuhängen befehlen würde, wenn sie wieder auftauchen. Lautaro und Caupolicán (zwei indianische Anführer) sind verlauste Indianer, weil sie alle so sind. Unfähig zum Fortschritt, ist ihre Vernichtung von der Vorsehung bestimmt und nützlich, sublim und großartig. Sie müssen ausgerottet werden bis auf den kleinen Nachkommen, der schon über den instinktiven Hass auf den zivilisierten Menschen verfügt“ (So in der Zeitung „El progreso“ am 27. September 1844).*

Eines seiner Vorbilder, Alexis de Tocqueville, hatte in Bezug auf die französische Eroberung Algeriens und den anschließenden Kolonialismus geschrieben:

---

111 Wie Anm. 98, S. 123, oder wie Anm. 100, S. 225 f.

„Von dem Augenblick an, in dem **wir** die große Gewalttat der Eroberung begangen haben, dürfen **wir**, glaube ich, nicht zurückschrecken vor den Gewalttaten im Detail, die absolut notwendig sind, um die Eroberung zu konsolidieren.“<sup>112</sup>

Und für Mark Mazower zeichnet sich auch in der deutschen Geschichte bereits 1848 ab, was dann den deutschen Nationalstaat bis ins 20. Jahrhundert vor allem im NS-Regime prägen wird. Dabei bezieht er sich auf einen Vortrag von [Lewis Namier](#), den dieser hielt, als 1944 deutsche Raketen auf London fielen. „Seiner Meinung nach waren die deutschen Liberalen des 19. Jahrhunderts<sup>113</sup> nicht durch einen breiten Graben von den Nationalsozialisten des 20. Jahrhunderts getrennt: Sie teilten die Liebe zur Nation und den Hass auf die Slawen. 1848 war der Augenblick, in dem der deutsche parlamentarische Nationalismus zum ersten Mal seine Zerstörungskraft für den Frieden auf dem Kontinent zeigte. Politische Differenzen ließen sich nicht länger allein unter Königen und Diplomaten regeln, denn sie betrafen jetzt die Ziele ganzer Völker – Ziele, die zunehmend durch Land, Sprache und Blut definiert wurden.“<sup>114</sup>

Das heißt, dass die in den Gesellschaften auf Naturebene 2 durchgesetzten Lebensordnungen den Zivilisationsbruch von Anfang an in sich tragen. Je nach Stand der Entwicklung stehen dann für den Ausbruch aus den „sterilen“ Städten (Rivera) und dem *Leben, das nicht mehr lebt* und in monotoner, langer Weile erstarrt, die Potentiale zur Verfügung, die dem Stand der Zivilisation entsprechen. Das ist zu Zeiten des Kautschukbooms noch vergleichsweise harmlos und hat mit der inzwischen Standard gewordenen brasilianischen Entwicklung der agroindustriellen Landwirtschaft gravierende Ausmaße bezüglich der für das globale Klima notwendigen Regenwälder angenommen. Die Atombombe als ein letztes Stadium technokultureller Evolution, von Interkontinentalraketen transportiert, ist nach 1945 zum größten Menetekel geworden, nach deren großflächigen Zerstörungen neue kolonialisierte Lebenswelten wegen der radioaktiven Strahlung keinen Bestand haben werden, wenn radioaktive Wolken um den Globus ziehen, die für ein alternatives Szenario zu dem durch die Erwärmung provozierten menschengemachten Klimakollaps den [atomaren Winter](#) vorsehen.

In Riveras Roman ist immer wieder von den Indios die Rede. Bei Rivera bleibt unentschieden, ob sie letzten Endes als so geschichtslos gelten, wie sie zeitweise dargestellt werden, oder ob in ihnen und ihrer kulturellen Entwicklung nicht mehr angelegt ist.<sup>115</sup> In ihren Begegnungen mit den Kolumbianern in den Llanos heißt es auf jeden Fall, dass es *unmenschlich* sei, auf sie Jagd zu machen.<sup>116</sup> Der Sonderstatus der Weißen bleibt jedoch unumstritten, sobald es um die Differenzierung von Hautfarben geht und *Mulatten* in allen Schattierungen von dunkel bis hell nach ihren Mischungsgraden eingestuft werden. Überwölbt werden aber alle Unterschiedlichkeiten vom ganz allgemeinen Begriff des Menschen, wenn es um seine Beziehung zur Natur und ihrer Ausbeutung geht. Allerdings ist hier das Maß der „zivilisierte Mensch als Bannerträger der Vernichtung“, der sich aus den „sterilen“ Städten in die Natur begibt und dabei auch auf Indios stößt, die nichtsdestoweniger als Menschen wahrgenommen werden. Das wird am deutlichsten, aber auch am gefährlichsten für sie, wenn sie zu Sexualobjekten der Eindringlinge werden. Davor sind auch die „Nigger“ im 20.

---

112 Zitiert aus einem Brief von 1846 in Domenico Losurdo: *Freiheit als Privileg. Eine Gegengeschichte des Liberalismus*, PapyRossa: Köln 2010, S. 303. In diesem Satz wird dargelegt, was es vom Kolonialismus für einen Übergang in die Kolonialisierung gibt, die dann eine angestrebte Ordnung des Lebens auf Naturebene 2 zu gewährleisten soll. Die Dekolonisationsbewegungen werden dann alles so Etablierte wieder auflösen und nach der gewalttätigen Befreiung mit einer Neo-Kolonialisierung eine neue Lebenswelt schaffen, die wahrscheinlich gar kein so neues Kapitel ist oder sein wird. Siehe die Geschichte Lateinamerikas usw.

113 Man denke z. B. an den während der Polendebatte auftretenden Hauptredner [Wilhelm Jordan \(Schriftsteller\)](#).

114 Mark Mazower, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, C. H. Beck, München 2009, S. 27. - Namier ist ein Historiker, auf den auch Hans Rothfels verweist: „Ostdeutschland und die abendländische politische Tradition. (Eine Antwort an Prof. Toynbee)“, S. 200, in: Hermann Aubin (Hg.), *Der deutsche Osten und das Abendland*, München 1953, S. 193-208.

115 Siehe die Geschichte der Indianerin Mapiripana: Wie Anm. 98, S. 69-74, oder wie Anm. 100, S. 130 ff.

116 Wie Anm. 98, S. 48 f.

Jahrhundert im Britischen Empire nicht geschützt, ob in Afrika oder in Burma (!), wie bei Orwell und Cary nachzulesen ist. In ihrer „Geschichtslosigkeit“ und in dem, was man darunter verstehen will, liegt möglicherweise ein größeres Erfolgsgeheimnis, als es die bisherige überlieferte und verschriftlichte Geschichte menschlicher Gesellschaften zeigt. Schwer vorstellbar, von einem noch in den unerkundeten Winkeln der Regenwälder Amazoniens in seiner Gemeinschaft lebenden Indio die Frage vermittelt zu bekommen, was er denn dort verloren habe ... Genauso unvorstellbar, dass es in intensiver Wechselbeziehung mit der Natur lebenden Indio-Gemeinschaften so etwas wie „Zivilisationsbrüche“ geben könnte. Aber unsichtbar steht auch über ihnen der Titel von Chinua Achebes Roman „Alles zerfällt“ ...<sup>117</sup>

Naturebene 2 als dem Wandel unterworfenen geschichtliche Erscheinungsform menschlicher Gesellschaften birgt „das offenbar menschliche Bedürfnis, von Zeit zu Zeit das Dasein zu zerreißen und in die Luft zu schleudern, sehend, wo es bleibe. Dieses Bedürfnis nach »metaphysischem Krach«, wenn der Ausdruck erlaubt ist, häuft sich in Friedenszeiten als unbefriedigter Rest an“ (Robert Musil, 1922). Arturo Cavo drückt das im ersten Satz seiner Erzählung so aus: „Bevor noch irgendeine Frau meine Leidenschaft gefesselt hatte, setzte ich aufs Geratewohl mein Herz, und die Gewalt gewann es mir ab.“

Derartige Aussagen wirken in der Gegenwart jedoch unangemessen und unwirklich, wie sie es vielleicht schon zu ihrer Zeit waren. Das zeigt sich ja gerade in der Entwicklung Arturos selbst. Denn die große Gefahr jenseits der Gewalt, die sich Menschen selbst gewissermaßen Auge in Auge einander zufügen können und die etwa Clemente Silva am eigenen Leib erfahren hat und in seinen Erzählungen darstellt, geht nicht – oder höchstens zufällig – von einem „Bedürfnis nach ‚metaphysischem Krach‘“ oder von individueller Gewalt aus, sondern von anonymisierten gesellschaftlichen Kräften, zu denen Individuen ohne konkretes Bewusstsein von den Folgen ihres Tuns, etwa als Aktionäre, beitragen und die in gleichzeitiger Ungleichzeitigkeit hinter deren Rücken Verhältnisse schaffen, für die es keine haftbar zu machenden Verursacher oder Verantwortliche gibt, außer dass zuweilen Köpfe rollen und das Personal ausgewechselt wird, ohne dass sich viel an den Gegebenheiten des [Anthropozäns](#) und seinem Verlauf ändert.

Vielleicht muss die Vorstellung vom chinesischen Kolonialismus, wie er sich seit Jahrtausenden bis in die unmittelbarste Gegenwart äußert, vom Attribut des Chinesischen befreit werden und an dem gemessen werden, was nicht weniger weitreichend der [American Way of Life](#) genannt wird. Die gemeinsame Schnittmenge dürfte bei weitem größer sein als die übrig bleibenden Unterschiede. Und die Frage nach der Gültigkeit und dem Wert der Menschenrechte dürfte sich über dem Vergleichen auch relativieren, wenn es um die Möglichkeiten ihrer tatsächlichen Verwirklichung für jedes Individuum und seine Sicherheit und Freiheit weltweit geht.

---

117 Man vertiefe sich dazu in die Lektüre von Claude Lévi-Strauss, „[Traurige Tropen](#)“. Dazu lesenswert auch „Traurige Tropen revisited“ by [Richard Hölzl](#): <https://kritischegeschichte.wordpress.com/2010/01/03/traurige-tropen-revisited/>. Während dies geschrieben wird, geht angesichts der im August 2019 brennenden Urwälder Amazoniens ein Aufschrei um die Welt: „Bolsonaro und die Feuer in Brasilien. Der Brandbeschleuniger“: <https://www.spiegel.de/politik/ausland/jair-bolsonaro-und-die-feuer-in-brasilien-der-brandbeschleuniger-a-1283296.html>.

## 5 WANDLUNGEN DER EUROPAMÜDIGKEIT

### 5.1 DER EUROPAFLÜCHTLING [ARTHUR RIMBAUD](#)

„*Farce continue! Mon innocence me ferait pleurer.  
La vie est la farce à mener par tous.*“

„*Ma journée est faite; je quitte l'Europe. L'air marin brûlera mes poumons,  
les climats perdus me tanneront.*“

Arthur Rimbaud, *Une saison en enfer*, 1873

Europamüdigkeit war seit dem Zeitalter der Aufklärung, also mitten in der [Expansionsphase](#), ein europäisches Thema geworden, auch im noch kleinstaatlich zergliederten Deutschland.<sup>118</sup> Eine „geheime Gesellschaft“ in Tübingen veröffentlichte 1806 einen Text unter der Überschrift „Wir wollen Europa verlassen“. Dort heißt es am Schluss:

„(...) unser Planet hat noch tausend Winkel, wo Freiheit und Zufriedenheit sich Tempel bauen können, wenn Europa ihnen zu enge wird. Tausend fruchtbare Täler bieten die fernen Gestade von Neuholland uns an; tausend üppige Fluren lachen uns auf den Inseln der Südsee, auf den Freundschafts-, Gesellschafts-, Marquesas-Eilanden entgegen; ewiger Frühling, herrlicher Boden, köstliche Früchte, wimmelnde Meere, eine elysische Natur und eine politische Lage, die uns auf Jahrhunderte Freiheit garantiert, locken uns dort hin! (...)“

Wir wollen Europa verlassen, mit Weibern und Freunden uns aufmachen und von den zahllosen Südseeinseln zu einem glücklicheren Wohnplatz uns eine herauswählen. – Dort wollen wir uns ansiedeln, Häuser erbauen, Felder anpflanzen, Herden weiden usw. – Dort wollen wir sie suchen, die köstliche Freiheit! Dort sollen den gütigen Göttern des seligen Olympos geheiligte Altäre flammen!<sup>119</sup>

Von solchem illusionären Überschwang sind etwa die Romanfiguren, die Wilhelm Raabe im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in die Welt aufbrechen lässt, weit entfernt. Die wegen der Verhältnisse in den europäischen Gesellschaften zu Tage tretende Desillusionierung, wie sie sich in der Literatur niederschlug, war längst auch schon Teil der Erfahrungen in Übersee und über die zunehmenden Möglichkeiten des Informationsaustauschs leicht zugänglich und nachvollziehbar geworden. Der Kampf gegen die Sklaverei und für ihre Aufhebung ist ohne dieses Enttäuschungspotential nicht vorstellbar und offenbarte, was das verheißungsvolle Versprechen *einer politischen Lage*, „die uns auf Jahrhunderte Freiheit garantiert“, bedeutete, wenn daraus in der Regel die Freiheit „weißer Herrschaft“ wurde.<sup>120</sup>

Arthur Rimbaud verfasste vor 150 Jahren als 14-Jähriger sein erstes großes, in lateinischer Sprache verfasstes Gedicht: „Jugurtha“. Er verherrlicht darin den Kampf [Jugurthas](#), König im nordafrikanischen [Numidien](#), gegen Rom und setzte ihn in Parallele zu [Abd el-Kader](#), der gegen die französische Kolonisierung Algeriens kämpfte. Victor Hugo hatte schon ein Loblied auf dessen Freiheitskampf gesungen. In seinen Fußstapfen bewegte sich der junge Rimbaud und gewann den ersten Preis an seiner Schule.<sup>121</sup>

---

118 Siehe [Literarische Beispiele zu Rollenspiel und Rollenverweigerung seit dem 19. Jahrhundert](#), S. 14 ff.

119 Gerd Stein (Hg.), *Europamüdigkeit und Verwilderungswünsche. Der Reiz, in amerikanischen Urwäldern, auf Südseeinseln oder im Orient ein zivilisationsfernes Leben zu führen*. Ethnoliterarische Lesebücher, Bd. 3, Fischer, Frankfurt a. M. 1984, S. 139.

120 Vgl. dazu Domenico Losurdo, *Freiheit als Privileg. Eine Gegengeschichte des Liberalismus*, PapyRossa, Köln 2010.



Arthur Rimbaud (1854-1891) als junger Mann<sup>122</sup>

Als Arthur Rimbaud 19 Jahre alt war, hatte er das dichterische Werk geschaffen, das bis heute eine große Schar von detektivischen Rimbaldianern in seinen Bann zieht, weil viel Mehrdeutiges immer wieder in anderen Deutungszusammenhängen analysiert werden kann und möglicherweise bis heute noch einiges verborgen geblieben ist. Genauso faszinierend ist aber bis heute die zweite Hälfte seines Lebens bis zu seinem Tod im frühen 38. Lebensjahr geblieben, weil er in anderer Weise die Aufbruchstimmung, die in vielen seiner Dichtungen anklingt, in immer neuen Ansätzen fortsetzt. Das unstete Leben, das er, provoziert von der ihm widerstrebenden provinziellen Kleinbürgerlichkeit in Charleville in den Ardennen, schon in seiner Jugend führte und in dem er immer wieder willensstarke Akzente gegen den Zwang zur Anpassung setzte, bildete sich auch in seinen weiten Reisen ab. Sie zeigen, dass seine starke Persönlichkeit und sein Stolz ihn daran hinderten, sich auf beständige Lebensverhältnisse einzulassen und lange an einem Ort auszuharren. Am längsten dauerten seine Aufenthalte auf der arabischen Halbinsel in Aden und am Horn von Afrika in der Stadt Harar, wo es auch ein Rimbaud-Museum gibt.

Harar ist ein Ort, der zuvor schon für Richard Francis Burton und später für andere Lebensreisenden wie Bruce Chatwin und Paul Theroux von großer Anziehungskraft war und die Rimbaud auch in ihren Schriften auftauchen lassen.

Aus Aden wird von einem Aufenthalt Rimbauds im Jahre 1884 im Jahr 1897 folgende Aussage überliefert, wobei ungeklärt bleibt, wann er sie genau gemacht haben soll, denn sein reichlich überlieferter Briefwechsel gibt darauf keinen Hinweis. Sein Schwager Paterne Berrichon erwähnt sie im dritten Teil seiner Lebensbeschreibung in der Zeitschrift „La Revue blanche“: *„Quelle existence désolante, s’écrite-t-il<sup>123</sup>, je mène sous ces climats absurdes et dans ces conditions insensées! Quel ennui!... Quelle vie bête! Que fais-je ici, moi?... Et qu’irais-je chercher ailleurs?... Avec mes économies, je pourrais me reposer un peu après de longues souffrances; et non seulement je ne puis rester un jour sans travail, mais je ne puis jouir de mon gain.“* (,Was für einer beklagenswerten Existenz’, ruft er aus, ,bin ich in diesem absurden Klima und unter diesen sinnlosen Bedingungen ausgeliefert! Wie langweilig!... Was für ein stumpfsinniges Leben! Was mache ich hier?... Und was sollte ich woanders machen? Von meinen Ersparnissen könnte ich mich eine Weile von meinen langen Leiden ausruhen; und ich kann nicht nur keinen Tag ohne Arbeit bleiben, sondern ich kann meinen Verdienst nicht genießen.) Der erste als seriös geltende Biograph Rimbauds Jean-

121 Siehe Cherif Lounès, Il y a 150 ans le poème d’Arthur Rimbaud : «Jugurtha», 3. Juli 2019, in: <https://blogs.mediapart.fr/edition/memoires-du-colonialisme/article/020719/il-y-150-ans-le-poeme-d-arthur-rimbaud-jugurtha>.

122 Quelle: <https://www.contrainfo.com/9033/rimbaud-el-poeta-vidente/>, 18.3.2013.

123 Dass er das „ausruft“, weist darauf hin, dass Rimbaud es nicht geschrieben hat und Paterne Berrichon es sich hat so einfallen lassen, weil es in seine Darstellung passt: [https://fr.wikisource.org/wiki/Page:La\\_Revue\\_blanche\\_t13\\_1897.djvu/381](https://fr.wikisource.org/wiki/Page:La_Revue_blanche_t13_1897.djvu/381).

Marie Carré hat diese Aussage 1926 unkommentiert übernommen, weil er sie offenbar auch sehr passend fand, wenn sie auch erfunden zu sein scheint.<sup>124</sup> Paul Theroux führt ihn als Quelle an:

„ ,Welch beklagenswerte Existenz führe ich in diesem absurden Klima und unter welch grässlichen Bedingungen! Wie langweilig! Wie töricht ist das Leben! Was tue ich hier?‘ (Zitiert nach Jean Marie Carré, *La vie de Rimbaud*, 1926).“<sup>125</sup>



Arthur Rimbaud in  
Harar, Äthiopien  
1883.- SIPA<sup>126</sup>

In einem Hörbild im Deutschlandfunk porträtierte Christian Linder am 6. Oktober 2000 unter der Überschrift „Der Mann mit Fußsohlen aus Wind“ – so benannte Paul Verlaine seinen langjährigen Freund Rimbaud – in einem Hörbild Bruce Chatwin mit folgender Ankündigung:

„Gegen Ende seines Lebens wollte sich Bruce Chatwin (er starb 1989 in Nizza an Aids) als Arthur Rimbaud malen. Er hatte das Bild im Kopf, das Verlaine gezeichnet hat: Rimbaud als ‚Mann mit Fußsohlen aus Wind‘, der in seinem Werk die Parole ‚Ich ist ein anderer‘ ausgab, bis er mit dem Schreiben aufhörte, in Afrika verschwand und todkrank zurückkehrte. Auch Chatwin, der Autor von ‚Traumpfade‘ oder ‚In Patagonien‘, hatte ständig Aufbrüche ins Ungewisse und Fremde inszeniert. Er war ein Nomade, ein Getriebener, der am Ende seiner Reise, seines Lebens und Schreibens, im Rollstuhl saß und im Fieberwahn phantasierte, als Mönch in das Kloster auf dem Berg Athos zu gehen, um ‚als stille schwarze Katze‘ zwischen den weißen Klosterwänden zu gesunden. Von Werk zu Werk und im Leben war Chatwin ein Sammler, der die Welt phänomenologisch verstand. Das kam seinem Talent entgegen: seiner visuellen Intensität, seinem Interesse an Geschichte, seiner Neugier auf fremde Länder, auf das ganz Andere, seiner Vorliebe für Widersprüchliches, für Nebenwege als Hauptwege der Annäherung und des Schreibens.“<sup>127</sup>

124 Jean-Pierre Carré, *La vie aventureuse de Jean Arthur Rimbaud*, Plon, Paris 1926.

125 Paul Theroux, *Ein letztes Mal in Afrika*, Hoffmann und Campe, Hamburg 2017. Kapitel 17 trägt die Überschrift „Was tue ich hier?“ – Das Buch von Jean-Pierre Carré wurde 2014 unter dem Titel „A Season in Hell: The Life of Rimbaud“ nach der englischen Ausgabe von 1931 neu aufgelegt.

126 Quelle: <https://www.courrierinternational.com/article/2014/08/07/dans-les-pas-de-rimbaud-l-ethiopien>, 7.8.2014.

127 Siehe <https://www.deutschlandfunkkultur.de/das-feature-der-mann-mit-fusssohlen-aus-wind.3692.de.html?dram:article>

[id=43453](#). – Dem letzten Buch gab Chatwin den Titel „What Am I Doing Here“ (dt. „Was mache ich hier“, Fischer, Frankfurt a. M. 1993).

[Santiago Gamboa](#) sagt, dass Rimbaud der Reisende des 20. und 21. Jahrhunderts sei, aber das schon im 19. Jahrhundert war; vielleicht sei er der erste Migrant im Stil des 20. Jahrhunderts, das heißt, jene Person, die sich ohne jede wirtschaftliche Hilfe sieht, die vagabundiert, Arbeit sucht, sich niederlassen möchte, allein ist.<sup>128</sup> Auch er erwähnt in einem Zitat von Paul Theroux das von Paterné Berrichon in die Rimbaudliteratur eingeführte „*Was mache ich hier?*“:

„*Rimbaud ist unser aller Patron, der von uns Reisenden, die wir uns so oft die Frage gestellt haben, auf die es keine Antwort gibt und die er zum ersten Mal in Harar*<sup>129</sup> *ausgesprochen hat. Was mache ich hier?*“<sup>130</sup>

Rimbaud ist nach Europa zurückgekommen, aber als kranker Mann mit einem Knochenkrebsgeschwür im Knie und einigem an Kapital, in Afrika mit Waffenhandel verdient. In Marseille musste er operiert werden, was zur Amputation seines Beins führte. Dann entzündete sich das zweite Knie. Er starb in der Klinik in Marseille und wurde in seiner Geburtsstadt Charleville beerdigt.

## 5.2 VON KOLUMBIEN NACH EUROPA UND ZURÜCK: INS DUNKLE TAL ZURÜCKKEHREN (SANTIAGO GAMBOA, 2016)

Der 1965 in Bogotá geborene Santiago Gamboa verließ in den 1980er Jahren Kolumbien, studierte in Madrid und Paris, lebte dann in Rom und im diplomatischen Dienst als Konsul in Neu-Delhi, bereiste mehr als 70 Länder, ehe er nach dreißigjähriger Abwesenheit Anfang 2015 nach Kolumbien zurückkehrte und sich mit seiner Familie in [Cali](#) niederließ. Dort arbeitete er seit 2015 an „*Volver al oscuro valle*“, dem ersten Roman, den er in Kolumbien schrieb. Der Roman ist inzwischen ins Englische und Französische übersetzt. Einige seiner Romane sind zwischen 2000 und 2005 auf Deutsch bei Klaus Wagenbach erschienen. Der Titel „*Volver al oscuro valle*“ ist an William Blake angelehnt, stammt aus dessen „[Vala, or The Four Zoas](#)“ und lautet:

*„That Man should Labour & sorrow,  
& learn & forget, & return  
To the dark valley whence he came,  
To begin his labour anew.“*<sup>131</sup>

Diese Verse werden mit einem zweiten Zitat aus [Roberto Bolaños](#)<sup>132</sup> „*Amuleto*“ (1999) ergänzt. Sie weisen auf etwas hin, was der Autor in seinem umfangreichen Roman beabsichtigt, nämlich die Erfahrungen seiner Protagonisten sich in der Literatur immer wieder brechen zu lassen. Am gezieltesten verfolgt er das mit Arthur Rimbaud, dessen in Kapiteln aufgeteilte Biographie er in einem eigenen Erzählstrang sich mit den ebenfalls in Kapitel aufgeteilten Lebensereignissen der Romanfiguren abwechseln lässt.

Auf der Rückseite der französischen Ausgabe wird der Roman folgendermaßen vorgestellt:

---

128 Winston Manrique Sabogal, Santiago Gamboa: „*Como Rimbaud, Colombia tiende a la autodestrucción*“, 20.3. 2018: <http://wmagazin.com/santiago-gamboa-como-rimbaud-colombia-tiende-a-la-autodestruccion/>.

129 Aus Aden ist inzwischen Harar geworden. Aber was soll diese Verschiebung angesichts einer zitierten Frage, die jeder sonstwo auf der Welt immer wieder stellen kann?

130 Santiago Gamboa, *Retourner dans l'obscur vallée*, Métailié, Paris 2017, S. 444.

131 William Blake, *The Complete Poetry and Prose of William Blake*, hrsg. v. David V. Erdman. University of California Press, Berkeley-Los Angeles-London 2008, S. 385.

132 Die längste Zeit seines Lebens verbrachte Bolaño im Exil, zuletzt in Spanien.

„Sie waren nach Europa gekommen, um dem Chaos zu entkommen und um leben und nachdenken zu können, aber die Welt hat sich weitergedreht, die Krisen und der Terrorismus haben die Menschen und die Perspektiven verändert. Da ist Manuela, die vor ihrer schlimmen Kindheit in die Poesie und die Bücher flieht, Tertuliano, der Sohn des Papstes, messianischer Philosoph, populistisch und gewalttätig, der sich eine Theologie der Harmonie im Gefolge der Alten Meister ausgedacht hat, der Priester Palacio mit einer dunklen paramilitärischen Vergangenheit, der sühnen möchte, der Konsul und die Abenteurerin Juana, die einander verfolgen, einander begehren, von unbestimmten Gefühlen aneinander gebunden. Unter ihnen befindet sich Rimbaud, frühreifer, genialischer Dichter, der sich unablässig fortbewegt und sich in rastlosen Reisen zu finden versucht. – Sie begegnen sich, erzählen, vereinigen sich in der Planung eines Racheaktes und kehren nach Kolumbien zurück, wo inzwischen Frieden herrscht. Es sind unersättliche, verletzte und erschöpfte Vagabunden, die irgendwohin zurückkehren möchten, aber die Welt, die sie verlassen haben, ist verschwunden, alle wissen, dass es keine Rückkehr gibt, außer vielleicht in der Literatur. Und warum nicht nach Harar.“

Ausgangspunkt in Kapitel 1 des ersten Romanteils mit der Überschrift „Theorie der leidenden Körper (oder aus dem Schutt aufgetauchte Gestalten)“ ist ein Eindruck, den der Ich-Erzähler – der Konsul, wie er von allen genannt wird – nach seiner Rückkehr nach Rom von einem etwa zweijährigen Aufenthalt in Indien wiedergibt: Melancholie habe sich in Italien ausgebreitet. „Eine unerwartet große Wolke verdunkelte den Himmel über Europa, und nichts war mehr wie vorher“ (S. 10).<sup>133</sup> Als Anzeichen für den Niedergang Italiens führt er die Havarie des Kreuzfahrtschiffes [Costa Concordia](#) vor der Insel [Giglio](#) im Jahre 2012 unter Kapitän [Francesco Schettino](#) an.

Mitten in seinen ruhigen Tagesablauf mit Schreiben, Lesen und Beobachten erhält er eine Mail von Juana Manrique mit der Aufforderung, dass er nach Madrid abreise und sich in einem Hotel einmiete, wo sie ihn kontaktieren werde. Juana hat er als Konsul in Indien sieben Jahre zuvor kennengelernt, aber seither jeden Kontakt zu ihr verloren. Sie hatte ihn gebeten, sich für ihren Bruder einzusetzen, der in Bangkok wegen Drogenbesitzes eingekerkert worden war.<sup>134</sup>

Die Mail bringt ihn aus dem ruhigen Takt seines müßiggängerischen Lebens. Er taucht in die Hektik der Reise- und Migrationsbewegungen auf den Flughäfen in Rom und Madrid ein: „In den letzten meiner Notizbücher hielt ich nichts von Flüchtlingen oder Schiffbrüchen fest, sondern beschäftigte mich eher mit einer anderen, nicht allzu fernen Epoche. Ich entwarf Umriss einer Reiseerzählung über das Leben einer der größten Flüchtlingsgestalten des



133 Bei Bolaño heißt es in „Lumpenroman“ (2002/dt. 2010): „[...] ein Gewitter, das sich nicht am Himmel über Rom befand, sondern in der Nacht von Europa oder im Raum zwischen zwei Planeten, ein geräuschloses und blindes Gewitter, das aus einer anderen Welt stammte, einer Welt, die nicht einmal die erdumkreisenden Satelliten einfangen können“. Diese Reminiszenz wird auch bei der Schilderung von Berlin aufgenommen: „Zuerst hatte ich den Eindruck, dass sich der Himmel am helllichten Tag verdunkelte. Eine eigenartige Finsternis“ (S. 138). Auf Seite 350, bei der Rückkehr nach Bogotá, wird dann wörtlich das spanische Verb „lumpenizar“/frz. „lumpéniser“ – auch als Nomen „lumpenización“ in Gebrauch – benutzt. „Lumpen“ ist nämlich ein im hispanosprachigen Raum geläufiges und stellenweise umgangssprachlich gewordenes Wort zur Bezeichnung vor allem jugendlicher Arbeitsloser. Es stammt aus dem Bereich linker bzw. marxistischer Gesellschaftsanalyse und geht auf den Begriff „Lumpenproletariat“ zurück. Siehe dazu [Kindheit und Jugend in Randzonen der kolonialisierten Lebenswelt](#), S. 87-97.

134 Davon erzählt Gamboa in seinem Roman „Plegarias nocturnas“ von 2012.

*Abend- und des Morgenlandes, nämlich das Leben des Dichters Arthur Rimbaud, der mir auf meinen Reisen zwischen Asien und Europa Gesellschaft geleistet hatte. Alles andere gehörte der Vergangenheit und anderen Abschnitten meines Lebens an. Jetzt war es Juana, die aus einem beunruhigenden Winkel meiner Erinnerung auftauchte und mich aus meinem brüchigen Gleichgewicht brachte. Ihre Stimme ließ mich überstürzt Rom verlassen in Richtung auf etwas Neues, von dem ich ahnte, dass es vielleicht in eine langsame Rückkehr münden würde“ (S. 16).* Denn er fühlt sich auf einmal angeschlossen an die vielen Lateinamerikaner, die das mit Migranten gesättigte Europa verlassen, weil sie dort nach den Krisen in ihren Heimatländern nicht fanden, was ihrem Leben hätte Dauer verliehen haben können.

Madrid wird dann zum Treffpunkt all derer, die der Konsul bereits kennt oder noch kennenlernen wird und mit denen er dann gemeinsam nach Kolumbien zurückkehren wird. Ihnen angeschlossen hat sich der Argentinier Tertuliano, der von sich erzählt, dass er, ohne katholisch zu sein, Sohn des Papstes Franziskus sei, als dieser noch Priester Bergoglio war,<sup>135</sup> und nach einem chaotischen Aufenthalt in Berlin mit Zusammenstößen mit Neo-Nazis und Hooligans und psychiatrischer Behandlung in verschiedenen Kliniken jetzt meint, in der von [José Antonio Primo de Rivera](#) angeführten [Falange](#) eine bessere Basis als die des Nationalsozialismus für seine eigenen Zukunftspläne gefunden zu haben. In Amerika als einzigem Platz auf der Welt sieht er die Chance für das Entstehen einer neuen Republik, in der alle in Europa zu besichtigenden Wirrnisse verschwunden sein werden. Dem Konsul gibt er folgende Auskunft: „*Sie alle sollen uns unser sauberes Amerika lassen, damit wir in Frieden leben können und uns der Rest der Welt erhalten bleibt, den wir brauchen: sauberes Wasser, grünes Land und blaues Meer. Ich bereite gerade ein Netz von Militanten vor. Wir brauchen einen neuen Kreuzzug, egal wie du ihn nennen magst. Ich tue das, weil es nötig ist. Und ich sage dir, das Prinzip von alldem ist nicht einmal politisch oder religiös, es handelt sich vielmehr um eine bakteriologische Frage“ (S. 85).*

Der Konsul selbst portraitiert sich, als er einen längeren Krankenhausaufenthalt nach einer Schlägerei in Madrid hinter sich bringen muss, folgendermaßen:

*„Ich bin immer noch Schriftsteller, obwohl die literarische Welt, wie ich sie in meinen Anfängen erlebt habe, zu versinken droht. Heute kauft kaum mehr jemand Bücher, und die Krise hat einem grausamen Darwinismus Platz gemacht. Nur die Stärksten oder Anpassungsfähigsten überleben, ohne dass es besondere Erfolge gäbe. Was soll man auch tun, wenn die Atmosphäre, in der wir groß geworden sind und in deren Luft wir unseren intellektuellen Stoffwechsel entwickelt haben, sich plötzlich aufgelöst hat? Man musste sein Leben riskieren, an etwas glauben und zu überleben versuchen. Wie in den Kriegsfilmern, wenn in einer von Bombenabwürfen zerstörten Stadt sich in den Trümmern etwas bewegt und wir eine Reihe von zerknüllten Wesen auftauchen sehen. Dreckig, schwerverletzt, aber mit sauberem und nicht kontaminiertem Herz. Sie haben etwas in sich, das sie schützt, wenn sie sich fortbewegen, vielleicht auf einen Hügel zu oder zum Tode hin, aber festen und freien Schrittes derer, die alles verloren haben. Ich habe davon geträumt, einer von ihnen zu sein. Keiner, der wohlbehalten von der Höhe herabsteigt, sondern wie einer, der sich aus dem Staub erhebt und sich gegen jede Hoffnung auf den Weg macht. Mein Gegengift bestand darin, diesen jungen Mann von 19 Jahren wachzuhalten, der davon träumte, Bücher zu schreiben und der noch in mir lebt. Aber vielleicht ist es zu spät. Wenn der letzte Leser sterben wird, ist es am wahrscheinlichsten, dass ich in einem heruntergekommenen Hotel schreiben werde, ohne zu wissen, dass überhaupt nichts mehr einen Sinn hat. Und es ist möglich, dass ich mein eigener letzter Leser sein werde. Es hat eine gewisse Würde, wenn man einfach weitermacht und Dinge tut, die niemanden mehr interessieren und die niemand feiert. Was sonst? Ich hatte dank der Bücher von Enid Blyton*

---

135 Seine Mutter stellt er als eine Anhängerin der linken Guerilla-Gruppe der [Montoneros](#) in Córdoba vor. Während sich Bergoglio in Zivil als Unterhändler in einer Entführungssache in Córdoba aufhält, trifft er auf Tertulianos spätere Mutter, die als Botin für die Guerilla arbeitet, in einem Hotel (S. 74-81).

eine glückliche Kindheit. Ich habe alle Bücher ihrer [Fünf Freunde](#)-Reihe und Die-Schwarze-Sieben-Reihe gelesen, ebenfalls Jules Verne und [Emilio Salgari](#). Als ich elf war, las ich „[Die Nachtigall und die Rose](#)“ von Oscar Wilde und den „[Brief an den Vater](#)“ von Franz Kafka, der mir gefallen hat; dabei hatte ich einen guten Vater. Dann habe ich mich auf Komplexeres eingelassen, bis ich eines Tages, im Wettbewerb mit meinem älteren Bruder, „[Hundert Jahre Einsamkeit](#)“ entdeckte. Damit begann mein Erwachsensein. Als ich zwanzig war, verließ ich mein Elternhaus und bewegte mich durch die Welt, indem ich Rimbaud las. Auf all meinen Reisen hatte ich immer seine Bücher auf dem Nachttisch in den Herbergen, Pensionen und Hotels. Ich lese ihn immer noch, denn je mehr ich versuche über die Menschen zu schreiben, die kommen und gehen, über den Migrantenstrom, den ich durch die stürmische und laute Welt ziehen sehe, desto mehr spüre ich die Gegenwart des Dichters der Flucht, desjenigen, der aus dem Abreisen eine der schönen Künste gemacht hat. Der Dichter, der alles hinter sich ließ und seine Rückkehr in dem Maße immer weiter hinausschob, wie er weiter und weiter ging, zunächst in den Orient, wie ‚[Lord Jim](#)‘, und dann mit Kurs auf Afrika“ (S. 256 f.).

Madrid wird nicht nur zum Treffpunkt des Konsuls mit allen anderen Gestalten, sondern hier ballt sich auch die Gewalt und bricht ins öffentliche Leben ein. Während er im Hotel vergeblich auf Juana wartet, von der er geraume Zeit keine weitere Nachricht erhält, zieht es ihn immer wieder auf die Straßen Madrids. Er wird Augenzeuge eines Überfalls mit Geiselnahme in der Botschaft Irlands durch die Gruppe [Boko Haram](#). Das zieht sich über Tage hin, so dass sich ein mediales Szenario mit TV-Kameras vor Ort und Geiselhinrichtungen entfaltet, während das Großstadtleben weitergeht. Der Konsul weist auf den kolonialistischen europäischen Hintergrund hin, der sich nicht nur in den Migrantenströmen, sondern auch im Terror äußert, wie ihn die Tschetschenen in Moskau 2002 auf die internationale Tagesordnung brachten: [Geiselnahme im Moskauer Dubrowka-Theater](#).

Während eines seiner Streifzüge im aufgewühlten Straßengetümmel setzt er sich in eine Bar. Dort wird er auf einen Nachbartisch aufmerksam, wo sich eine junge Frau, möglicherweise kolumbianischer Herkunft, wie er zu erkennen glaubt, mit einem älteren Mann, offenbar Nordamerikaner, in einen heftigen Streit verwickelt. Als der Mann schließlich den derben Verbalattacken der jungen Frau ein Ende setzt, indem er ihr mit der Faust ins Gesicht schlägt, springt der Konsul ihr zu Hilfe und fällt dem Mann in die Arme. Der Konsul ist ihm hoffnungslos unterlegen und fürchtet um sein Leben, als er am Boden liegt. Es gelingt ihm, einen Gegenstand zu ergreifen, den er dem Amerikaner auf den Kopf schlägt. Da es sich um einen schweren Aschenbecher handelt, bricht der Amerikaner zusammen. Beide werden schwerstverletzt in die Klinik gebracht. Dort muss der Konsul, im Gesicht schwer verunstaltet, sich auf eine Anklage wegen Totschlags gefasst machen, da der Amerikaner im Koma liegt und seine Ehefrau Anklage erhoben hat. Der Konsul wird in ein Gefängnishospital verlegt. Dort hält ihn ein Krankenpfleger aus [Äquatorialguinea](#) auf dem Laufenden mit allem, was das Befinden des Amerikaners angeht. Er fühlt sich dem Konsul freundschaftlich zugetan<sup>136</sup> und versorgt ihn mit allen Informationen, was die polizeilichen und juristischen Ermittlungen angeht, bis sich herausstellt, dass der Amerikaner, Literaturprofessor in Madrid, aufgewacht ist und auch die Anklage fallen gelassen wird. Nachdem seine Frau herausgefunden hat, dass die junge Frau, mit der er gestritten hat, seine Geliebte war, hat sie die Scheidung eingereicht.

Diese junge Frau sucht den Konsul auf, um sich bei ihm zu entschuldigen. Sie stellt sich ihm vor als Manuela Beltrán und erklärt ihm, dass sie aus Cali stammt, in Bogotá Literaturwissenschaft studierte und für Madrid ein Stipendium bekommen hat. Dort hat auch der Konsul studiert.

Manuela Beltrán ist dem Leser seit dem 3. Kapitel vertraut. In fünf Kapiteln des ersten Teils – 3, 6, 10, 14, 18 – schreibt sie für den sie behandelnden Psychologen ihre Erinnerungen auf, denn sie hat

---

136 Über seine medizinische Ausbildung hinaus hat er sich mit den großen Schriftstellern der Dekolonisation beschäftigt: [Frantz Fanon](#), [Aimé Césaire](#), [Léopold Sédar Senghor](#), [Léon-Gontran Damas](#), [Guy Tirolien](#), [Birago Diop](#), [René Depestre](#) und [Nicolás Guillén](#) (S. 292).

eine schlimme Kindheit hinter sich, in der sie von allen verlassen war. Ihre Mutter hatte zum Beispiel zugesehen, wie ihr gewalttätiger Geliebter sie als 10-Jährige missbrauchte. Als sie mit allen Mitteln versuchte, ihr Elternhaus zu verlassen, war der Geliebte bereit, ihre Unterbringung in einem Internat zu unterstützen, auch aus Angst, von ihr denunziert zu werden. Sie macht einschneidende Erfahrungen in der von katholischen Schwestern geführten Schule – Drogen, Sex usw. –, wird jedoch eine gute Schülerin und lernt Leute kennen, die sie fördern. Im Lesen eröffnen sich ihr Möglichkeiten, ihr unzugängliches und vor anderen verborgenes Inneres zu öffnen und sich im Schreiben von Lyrik zu entäußern und erfolgreich mitzuteilen. Rimbaud wird zu einer ihrer Schlüsselgestalten, in dessen Gedichten sie sich wiederfindet. Sie ist die verlassenste, einsamste Gestalt des Romans, aber in Bewegung und bemüht, ihre Verslossenheit zu öffnen.

Juana, beschäftigt damit, Flüchtlingen zu helfen und in verschiedenen Nichtregierungsorganisationen tätig, taucht endlich auf und hat ihren jungen Sohn bei sich. Sie stellt ihr Apartment zur Verfügung, wo sich der Konsul, Tertuliano und Manuela treffen, um ihre Rückkehr nach Kolumbien vorzubereiten.<sup>137</sup> Denn dort hat sich einiges geändert, seit die Regierung mit den ‚Revolutionären Streitkräften Kolumbiens – Volksarmee‘ oder der [FARC-EP](#) in Verhandlungen eingetreten ist, um das Land aus dem Bürgerkrieg zu führen. Deshalb lautet die Überschrift für den kurzen zweiten Teil „Kurs auf den 5. Breitengrad (oder die Republik der Güte)“. Alle offiziellen Zeichen stehen auf Versöhnung der seit Jahrzehnten verfeindeten und in einen fürchterlichen Bürgerkrieg verstrickten Lager. Eine euphorische Gestimmtheit hat sich über dem Land erwartungsvoll ausgebreitet. Der Konsul bleibt jedoch skeptisch und fühlt sich fremd angehaucht, als sie kolumbianische Erde betreten. „*Was machte ich hier? Die anspruchsvolle Stadt der 1970er Jahre zur Zeit meiner Jugend gab es nur noch in meiner Erinnerung. Zurückkommen? Aber wohin?*“ (S. 353). Er traut dem angekündigten Frieden nicht. Das hängt auch damit zusammen, dass sich die Gruppe auf Rache an dem Vergewaltiger von Manuela verabredet hat. Denn der hat darüber hinaus Manuelas Mutter mit einem Säureattentat ums Leben gebracht, sich bei den paramilitärischen Regierungskräften gegen die FARC verdingt, unzählige Tötungsdelikte begangen und in der Übergangszeit eine neue Basis im Drogenhandel zu finden versucht, nämlich den Handel mit rosa Kokain an sich zu ziehen und mit einem mexikanischen Kartell zu dominieren.

Tertuliano hat die Fäden an sich gezogen, um Freddy Otálora, so sein Name, mit der Zustimmung von Manuela unschädlich zu machen. Erst mit seinem Tod glaubt sie so frei zu werden, dass sie keine Angst mehr zu haben braucht. Juana steht ihr bei und übernimmt eine Rolle in einer angeheuerten Frauengruppe bei einer Party, wo die Drogenhändler sich mit gekauften Frauen amüsieren wollen. Sie betäubt Freddy, so dass er von Tertulianos angeheuerten Leuten übernommen und an einen unbekanntem Ort verbracht werden kann, wo Tertuliano Manuelas Rache an ihm in ganz eigenwilliger Art vollzieht. Tertuliano benutzt sein chirurgisches Besteck, um ihm Glieder zu amputieren, und Säure, um sein Gesicht für immer zu entstellen. Als die Bestrafung vollzogen ist, verschwinden sie und benachrichtigen eine Ambulanz. Die polizeilichen Recherchen, die in der Presse veröffentlicht werden, haben ergeben, dass es sich um eine Auseinandersetzung unter verfeindeten Drogenhändlern gehandelt haben muss.

Tertuliano setzt sich ab und fordert die übrigen auf, vorsichtig zu sein und nicht aufzufallen. Manuela fühlt sich von der Racheaktion verletzt. „*Meine Wut bleibt intakt, aber ich weine nicht mehr, jetzt kann ich lesen und mich erinnern. Bald werde ich wieder zu schreiben beginnen*“ (S. 444). Denn auch ihr Schreiben war in Kolumbien abgewürgt worden, nachdem eine im kolumbianischen Literaturbetrieb hoch angesehene und mit ihr vertraute Lyrikerin sich ihre neueste Gedichtsammlung ansehen wollte und sie dann selbst mit kleinen Änderungen unter ihrem eigenen Namen veröffentlicht hatte.

---

137 Sie engagiert sich in NGOs ([Nichtregierungsorganisationen](#)).

Im Epilog mit der Überschrift „Dorthin zurückkommen, wohin Rimbaud zurückkommen wollte“ wird in der Wir-Form erzählt, wie der Konsul auf Einladung einer ihm bekannten Diplomatin mit Juana, ihrem Sohn und Manuela nach Addis-Abeba reist. Von dort machen sie einen Ausflug nach Harar. Sie machen Halt im „Ras Hotel“: *„Manuela zieht es vor, das Hotel am Abend nicht zu verlassen und bei dem Jungen zu bleiben. Sie schreibt viel. Juana und ich gehen in die ‚Bar National‘, um etwas zu trinken. Es ist ein altes Lokal, düster und vor allem verlassen. Als sich unsere Augen an den Halbschatten gewöhnen, nehmen wir zwei Musiker wahr, eine Sängerin und einen Orgelspieler. Sie tragen gefühlvolle Lieder vor, sie hebt ihre Arme, bewegt von ihren eigenen Worten, und versucht ein Publikum von Gespenstern zu unterhalten. Wir bestellen Bier. Als das Lied ausklingt, gibt es keinen Beifall, von wem auch, aber die Frau in ihrem Festkleid tritt hervor und grüßt den Saal. Das ist der einsamste und traurigste, aber gleichzeitig auch der schönste Gruß, den ich je in meinem Leben erlebt habe. – Am nächsten Tag brechen wir wieder nach Addis auf“* (S. 447).

### 5.3 DAS LEBEN, EINE UNAUFHÖRLICHE FARCE?

*„Farce continue! Mon innocence me ferait pleurer. La vie est la farce à mener par tous.“* So dichtete der jugendliche Rimbaud nachdem er als 17-Jähriger seine deprimierendste Niederlage erfahren hatte, nämlich bei einer seiner Fluchten aus der Provinz nach Paris, wo er die [Pariser Kommune](#) unterstützte, von Soldaten, die im deutsch-französischen Krieg besiegt worden waren, in einer Kasernentoilette unzählige Male vergewaltigt worden zu sein (Gamboa, S. 121-125).<sup>138</sup> Seine Unschuld hätte ihn weinen lassen müssen. Aber da das Leben weiterging, wie tief die Verlassenheit den jungen Menschen auch gezeichnet haben mochte, wurde die Rolle, die tagein tagaus zu spielen war, umso deutlicher für das verletzte Selbst als Auftritt in einer Farce spürbar. Jetzt nicht mehr nur in Charleville, das er oft mit einer Hölle und einer Strafkolonie verglich (S. 181). Dieser Farce war am leichtesten durch permanente Flucht in neue Umgebungen mit anderen Menschen zu entgehen, aber mit einem von Einsamkeit gepanzerten Selbst im Umgang mit denen, auf die er sich seines Überlebens halber einlassen musste. In Aden oder Harar, Stationen der europäischen Expansion, bestand seine Rolle darin, ein *weißer* Fremder zu sein, ein „*Faranyi*“. Das ist die Arabisierung des Wortes „*Franke*“, das zur Identifikation der abendländischen Kreuzzügler im 12. Jahrhundert im Orient diente und heute noch zur Bezeichnung der Europäer benutzt wird (Gamboa, S. 434).

Gamboa deutet Rimbauds Flucht aus Europa als eine Fortsetzung seiner Poesie und seiner Aussage *„Je est un autre“* („*Ich ist ein anderer*“). In *„Une saison en enfer“* steht auch: *„La vraie vie est absente. Nous ne sommes pas au monde.“*<sup>139</sup> Sein *Weiß-Sein* war unter Farbigen Panzer seines Anders-Seins und offenbar auch Schutz genug. So ließ ein „*Faranyi*“ zu sein noch erheblichen Spielraum zur Ausgestaltung des Rollenspiels, und es musste sich in der Fremde, in der es ums Überleben ging, nicht mehr unbedingt um eine Farce handeln, in der Rimbaud sich auftreten sah.

Der Ich-Erzähler, der seine glückliche Kindheit erwähnt und wohl kaum sein Leben für eine Farce hält, gerät über seine Fähigkeit zur Anteilnahme mit Gefährdeten in Situationen, die ihn seine Beobachterrolle aufgeben lassen, so dass er gewissermaßen seine Haut zu Markte trägt, was am heftigsten in der Schlägerei zum Schutze der ihm noch unbekanntem Manuela geschieht. Es ist aber auch in seiner Beschäftigung mit Rimbaud angelegt, aus der er offenbar die Kraft bezieht, zur ihm vertrauten Welt auf Distanz zu gehen und sich in neuem Umfeld einen anderen werden zu sehen und auch so zu erleben. Um zu Rimbaud zu gelangen, bedurfte es freilich eines längeren Anlaufs, der mit Enid Blyton begann. Aber in Gamboas Roman gibt es im Umfeld des Ich-Erzählers nie das

---

138 Dazu „*Mon coeur supplicé*“: <https://lyricstranslate.com/de/le-coeur-supplici%C3%A9-das-gepeinigtes-herz.html>.

139 *„Das wahre Leben ist abwesend. Wir sind nicht auf der Welt.“*

finstere Licht des abwesenden Lebens und den Eindruck, nicht auf der Welt zu sein. Davor bewahrt den Erzähler auch sein Verhältnis zu Juana. Am Ende sind sie ein Paar geworden.

Der Roman Gamboas unterscheidet sich insofern von allen in dieser Abhandlung bisher vorgestellten Romanen, als er seine Figuren durchweg als Einzelgänger und Suchende jenseits vorgegebener Lebensrahmen vorstellt, wobei in Tertuliano ein Charakter gestaltet wird, der für alle Suchenden auf der Welt eine Lösung zu haben vorgibt, **seine** Lösung, die gleichzeitig eine **Erlösung** sein soll, indem er alle Suchenden messianisch an seine Brust drücken möchte, um ihnen die Milch seiner Denkungsart als allein seligmachende zu vermitteln. Aber zunächst ist die wirre, unsaubere Welt zu filtern, damit die übrig bleiben, die sich unter Abgrenzung von der übrigen Welt in einem neuen kolonialistischen Ver sacrum (Antike) ihr Paradies schaffen: „*Sie alle sollen uns unser sauberes Amerika lassen, damit wir in Frieden leben können und uns der Rest der Welt erhalten bleibt, den wir brauchen: sauberes Wasser, grünes Land und blaues Meer.*“ Was dazu führen wird – er ist ehrlich genug, das zuzugeben –, dass eine hygienische Lösung angestrebt wird, mit seinem Wort eine „bakteriologische“. Gamboa lässt ihn in aseptischer Kostümierung mit chirurgischen Instrumenten bereits in Berlin in einem Racheakt sadistisch an menschlichen Köpern herumhantieren, so wie Conrads Kurtz im Kongo den Weg zu seiner Behausung mit *Einfriedungsstangen* säumen lässt, auf denen Menschenköpfe aufgespießt sind. Am Schluss des Romans ist er verschwunden, unklar in welcher Kostümierung, auf deren Auswahl er sich versteht, um in der Menge nicht aufzufallen, aber immer seinem von Machtdurst angetriebenen Ziel entgegen.<sup>140</sup>

Gamboas von der Sympathie des Ich-Erzählers getragene Gestalten erinnern an das Konzept, das Wilhelm Raabe in seinem Roman Unruhige Gäste (1885) entfaltet. Sie sind in einem anderen Sinne als Tertuliano selbstbewusste Einzelgänger, die mit denen solidarisch sind, die durch irgendwelche Umstände, aber auch aus Eigensinn an den Rand der Gesellschaft geraten sind, sich aber den Blick auf den Anderen als den Mitmenschen, der möglicherweise ihre Hilfe braucht, bewahrt haben. Nur in Bezug auf Tertuliano und Freddy Otálora ist das Verhalten aller Manuelas wegen eingetrübt. Sie benutzen Tertuliano, weil er sich auch gern benutzen lässt, damit er die (Drecksarbeit der) Rache an Freddy Otálora für Manuela, aber eigentlich für sie alle erledige. Das ist die schwache Stelle, die ihnen Gamboa angehängt hat, wie wenig sie sich sonst von den auch über sie verhängten kolonialisierenden Zugriffen von Naturebene 2 und den Ein- und Ausgrenzungen des gesellschaftlichen Umfeldes einfangen lassen mögen. So ist ihre Bereitschaft, jederzeit für sich und das, was sie tun, einzustehen, hier nicht eingelöst.<sup>141</sup>

---

140 Tertuliano lässt an Joseph Conrads Roman „Der Geheimagent“ (1907) denken, der mit einer deprimierenden Perspektive endet, als Conrad eine von Umsturz besessene Figur, einen Professor, ressentimentgeladen im Roman in die Zukunft schreiten lässt, eine unfreie, hasserfüllte und dabei unbestechliche Gestalt: „*Und auch der unbestechliche Professor ging dahin und wandte die Augen von der verhassten Menge. Er verschmähte sie. Er war eine Kraft. In Gedanken hätschelte er Bilder von Verderben und Zerstörung. Er ging dahin, zierlich, unscheinbar, schäbig, unglücklich und furchtbar in seiner Einfalt, die ihn bestimmte, zur Erneuerung der Welt Irrsinn und Verzweiflung beizusteuern. Niemand sah ihn an. Unbeargwöhnt und todbringend wie die Pest schritt er durch das Menschengewühl der Straße.*“

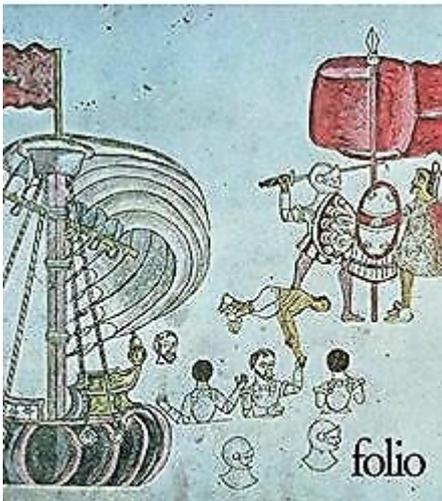
141 Da hat Joyce Cary für die Vollstreckung des Todesurteils an Mister Johnson eine überzeugendere Lösung gefunden. Allerdings handelt es sich bei der Vergewaltigung und beim sexuellen Missbrauch um Themen, die wegen der allgegenwärtigen Tabus und der in den Individuen eingesteten Scham am schwierigsten zugänglich sind. Denn sie führen tief in Naturebene 1. So bedurfte es auch langer Zeit, ehe die Rimbaud angetane Gewalt in einer Kasernentoilette, verschlüsselt von ihm mitgeteilt, als eine zentrale Erfahrung seines Lebens hat ausgesprochen werden können: François Comba, „*Ithyphalliques et pioupiesques*“, *Rimbaud s'est fait violer*: <https://profondeurdechamps.com/2013/05/07/ithyphalliques-et-pioupiesques-rimbaud-sest-fait-violer/>. Dazu auch <https://doi.org/10.3917/inpsy.8208.0689>. Gamboa geht mit Rimbauds Vergewaltigung sehr ausführlich um, detaillierter, als es bei Manuela der Fall ist, der offenbar immer noch ein Schutzraum zugebilligt wird, so dass der ihr widerfahrenen Gewalt erst über den Umweg in den chirurgischen Verstümmelungen an Freddy Otáloras Körper durch Tertuliano Ausdruck verliehen wird.

## 6 ALEXIS JENNI, 2017: NOCH EINMAL DIE NEUE WELT EROBERN

Noch einmal einen Roman über die Eroberung der Neuen Welt schreiben, einen historischen Roman?

**Alexis Jenni**

La conquête des îles  
de la Terre Ferme



Das fragt sich der französische Literaturkritiker Francis Wybrands und hält fest, dass sich Alexis Jenni 2011 in seinem Roman über „Die französische Kunst des Krieges“ mit der Kolonisation Algeriens beschäftigt habe und sich dieses Mal über die Geschichte der Eroberung Mexicos durch Hernán Cortés und einige hundert Söldner beuge.<sup>142</sup>

16. Jahrhundert: 1521 wird Mexico von einigen Kämpfern, Pferden, Waffen, Krankheiten, wenig Skrupeln, viel Eroberungsehrgeiz, Gold- und Silberdurst eingenommen und von der Oberfläche der Erde gewischt. Die letzte große Eroberung unbekannter Welten, ein letztes Abenteuer. Die Welt ist entdeckt, rund, klein und „eins“ geworden und dreht sich um sich selbst. Der Romancier klärt auf, „macht“ die Geschichte – mit großem „G“ –, indem er sie erzählt, fügt seine Wörter so, dass sie sich an die Vergangenheit einpassen. Wenn sich sein Buch auch angenehm liest, so strotzt das Erzählte doch von Blut, Gewalt, Ungerechtigkeiten und Schrecken. Es gibt nichts mehr zu entdecken, ein paar Stellen sind noch auszubeuten und zu verwüsten.

Die Geschichte erteilt keine Lektionen, was nach Hegel ihre einzige Lektion ist. Der Romancier versteht sich aufs Erzählen, lässt den Leser sich einfühlen, setzt die Zeitalter in Bewegung, indem er monströse Szenen, epische Kämpfe, kannibalische Mahlzeiten und mit Obsidianmessern vollzogene Menschenopfer vor den Augen erstehen lässt. Genug Stoff, um über die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Welt nachzudenken.

Auf der rückwärtigen Umschlagseite der Originalausgabe erfährt der Leser Folgendes:

„*Ich habe das alles gesehen. Wir haben es getan, und man wird es vergessen, wenn ich es nicht erzähle; niemand wird es glauben, wenn er es liest, aber wir haben es getan. Das unbekannte Meer überquert, Armeen besiegt, unsere Schiffe zerstört, diese Stadt betreten, uns des großen Montezumas bemächtigt, seine Hauptleute beiseite geräumt, während wir ihn in Eisen legten, und überlebt. Diese unglaublichen Taten haben wir vollbracht, aber Gott allein breitete sie auf unserem Weg aus.*

*Denn können sich Menschen so etwas überhaupt vorstellen? Und was für Menschen sollten das zu vollbringen wagen? Wir, Innozenz, wir. Gott, wenn du willst, aber Er hat mir nichts gesagt, ich habe alles allein gewagt, und wir alle haben es gemacht.*<sup>143</sup>

*Mit fünfhundert zufällig zusammengewürfelten Männern entdeckt und erobert Hernán Cortés das große mexikanische Reich in einer Folge von Heldentaten, die einem böse endenden Ritterroman entnommen sein könnten.*

*Es gab nie ein größeres Abenteuer als dieses, und es wird nie ein anderes geben, denn künftig ist die Welt abgeschlossen, bekannt, endlich: Es wird nie mehr eine Neue Welt geben. Damit man sich*

142 Siehe dazu Tlatelolco, Tenochtitlán, Texcoco-See

143 So spricht Hernán Cortés mit dem Ich-Erzähler, den er Innozenz nennt. (Zitat von S. 348 der Folio-Taschenbuchausgabe, Paris 2017.)

*daran erinnert, erzähle ich es hier.“*

## 6.1 ZUM INHALT VON „LA CONQUÊTE DES ÎLES DE LA TERRE FERME“

Alexis Jenni lässt seinen Ich-Erzähler am Anfang<sup>144</sup> ein resignatives Licht auf sein Leben werfen, nachdem er in Mexico von Hernán Cortés, nach der Eroberung zum Marquis de la Vallée ernannt, ein großes Anwesen mit zweitausend Indianern als Arbeitskräften für die Bewirtschaftung seiner Ländereien zugeteilt bekommen hat. Die schönste und reichste Stadt, die es je auf Erden gegeben habe, hätten die Spanier ausgenommen wie einen toten Fisch und ihre Eingeweide verstreut. Jetzt rieche sie wie eine Fäkaliengrube, nach verwesendem Fleisch und nach sich in Staub auflösenden Knochen. Die Hälfte der einst von Moctezuma beherrschten Indianer – siehe Azteken<sup>145</sup> – hat er bereits verloren, und die Überlebenden sind nur mit Gewalt zur Arbeit zu bewegen. Sie haben sich stumm in sich selbst zurückgezogen und verharren in Lethargie, aus der sie nur mit Gewalt herauszuholen sind. Die Frauen gebären nicht mehr. Wenn bei einer der wenigen sichtbar wird, dass sie gebären wird, zieht sie sich für ein paar Tage zum Abbruch der Schwangerschaft zurück, so dass der Erzähler den Eindruck hat, dass seine Güter sich wie Tau in der Sonne auflösen. Kann er eine Kindsmörderin dingfest machen, lässt er sie von seinem Helfer Aurelio zur Schau stellen, bevor sie bestraft wird. Aurelio ist sein ergebener Handlanger, voller Furcht, mit Peitsche und Keule bewaffnet und hinter den Azteken her, die die Arbeit verweigern. Er sei fähig, einen lebendigen Menschen so zu entbeinen, wie ein totes Huhn zerlegt wird. Das mache ihm nichts aus, als verstünde er nicht, was Terror ist und was Leiden bedeutet. Der Erzähler selbst würde am liebsten nach Spanien, etwa nach Sevilla zurückkehren, denn in Mexico hält ihn auch seine indianische Geliebte nicht mehr, die er im Unterschied zu seinen Kameraden bei der Verteilung von Indianerinnen an die spanischen Krieger wirklich geliebt und deshalb auch geheiratet hat. Sie ist verstummt und lebt neben ihm her, als lebte sie nicht mehr. Hernán Cortés, der ihm bei ihrer ersten Begegnung in Cuba den Namen Innozenz gegeben hat, den er immer leicht ironisch, aber sanft ausspricht, lebt in dem nahe gelegenen Cuernavaca und hat die Franziskaner ein Kloster errichten lassen. Dorthin hat sich einer der Kampfgefährten als Mönch zurückgezogen. Als Innozenz mit ihm spricht und sich über das Unrecht der Eroberung beklagt, entgegnet er ihm, dass man verzeihen müsse: *„In dem Augenblick, wo du das Leben annimmst, tauchst du in eine unauslöschliche Gewalt ein. Deshalb gibt es Mönche, die abseits von denen leben, denen sie wegen ihrer fürchterlichen Visionen die Beichte abnehmen.“*

Im zweiten Kapitel stellt sich der Erzähler selbst vor. Eigentlich heißt er Juan de Luna, aber seit er 13 geworden sei, habe er, wenn der Vater nach ihm rief, auf seinen Namen nicht mehr geantwortet. Seine Mutter hieß Juana, und deshalb habe sein Vater ihn Juan taufen lassen. Der Vater hat in der Reconquista mitgekämpft und sich so den niedrigsten Adelstitel verdient: Hidalgo (Adel). Der Ich-Erzähler hat den Titel geerbt, ist aber weit davon entfernt, seinen Vater zum Vorbild zu nehmen. Der schwärmt von nichts anderem, als gegen die Mauren gekämpft und sie aus Spanien nach Afrika verjagt zu haben. Seitdem gebe es keine Heldentaten mehr zu verrichten, weshalb er davon ausgeht, dass sein Name mit dem Tod seines Sohnes, der kein Heldenleben mehr vor sich habe, wieder verlöschen werde. Seine Erziehung ist hart. Als er als 13-Jähriger zu Tisch mit seinem Vater aus seinem blonden Flaum ein schwarzes Haar auf seinem Handrücken sprießen sieht, erschrickt er, weil er meint, seinem Vater ähnlich zu werden. Er erhebt sich vom Essen – wie immer Kaninchenbraten –, stürzt mit seinem Messer nach draußen, schnappt sich eins von den Kaninchen, die beim Haus gehalten werden, schneidet seinen Kopf ab und sieht, dass er ein trächtiges Weibchen erwischt hat, aus dessen Leib zehn Kleine stürzen. Als er den Vater nach ihm schreien hört, bleibt er

---

144 Das erste Kapitel trägt die Überschrift „Beweinen, was wir begehrt haben“.

145 Sie sind verfeindet mit den Tlaxcalteken, die sich Cortés angeschlossen haben und ihm bei der Eroberung halfen. Jetzt gehen sie davon, aus, dass sie mit den Spaniern zusammen die neuen Herrscher sind.

stumm und harrt aus, bis sein Vater vor ihm steht und sieht, was er angerichtet hat. Er wird verprügelt, wie er nie verprügelt worden ist, während sein Vater immer wieder seinen Namen hervorstößt, als würde er sich räuspern und ausspucken. Vor seinen Augen muss der alte blinde Diener in der Küche ein weiteres Kaninchen an den Hinterläufen aufhängen, stößt ihm sein Messer ins Auge, lässt es ausbluten, zieht ihm von den Hinterläufen her gekonnt das Fell über die Ohren und schneidet ihm den Kopf ab. Der Erzähler glaubt einen entblößten Miniaturkörper vor sich zu sehen. Er sieht jeden Muskel und weiß, dass unter seiner Haut die gleichen verborgen liegen. „*So ist das Leben, das ist der Tod, und hier ist das Fleisch. Du brauchst vor nichts zu zittern oder angeekelt zu sein*“, sagte mein Vater mit ruhiger Stimme, aus der alle Wut verschwunden war. *Das Leben ist so. Jetzt kannst du in die Welt ziehen.*“

Für einige Jahre geht er in eine Klosterschule, wo er sich an regelmäßiges Arbeiten und ans Beten gewöhnt. In der Bibliothek findet er [Ritterromane](#), die zu seiner Lieblingslektüre werden. Er meint, dass sie ihn veranlasst haben, sich nach Amerika einzuschiffen. So verbringt er seine Zeit mit anderen überflüssigen Söhnen aus gutem Haus, für die eine Militärausbildung nicht mehr in Frage kommt. Er wird Mönch und ein hübscher Pater, bei dem die adeligen Frauen aus der Extremadura gern zur Beichte kommen. Doña Elvira wird seine Geliebte, und er verlässt das Kloster als ihr Kaplan und folgt ihr nach Sevilla. So stellt sie ihn auch ihrem Mann vor, der ihn schließlich zwingt, Sevilla zu verlassen und sein Glück in Übersee zu suchen. Er begibt sich mit anderen jungen Leuten, die in Spanien nichts mehr verloren haben, weil es dort nichts mehr zu erreichen gibt, auf ein Schiff und gelangt nach einer gewagten Überfahrt nach Cuba. Dort lernt er die spanische Kolonialgesellschaft kennen und sieht, was mit der einheimischen Indianerbevölkerung geschieht und welche sexuelle Gewalt die Indianerinnen in der kolonialen Männergesellschaft trifft.

Auf der Suche nach einer Frau, vielleicht einer der wenigen wohlbehüteten Spanierinnen, gerät er unter das Fenster eines Hauses, wo er die Silhouette einer Frau meint ausgemacht zu haben. Er klimmt an den schartigen Steinen der Hausmauer empor und erhascht einen Blick ins Zimmer, wo sich eine Frau ihrem Geliebten hingibt. Als jemand plötzlich ungeduldig an die Tür klopft und die Frau, ihre Kleider ordnend, zur Tür geht, springt der Liebhaber durchs Fenster am Erzähler vorbei herab, wird aber vom ihm nachstellenden Hausherrn gestellt und verwundet. Dann entdeckt er den sich auf der Erde duckenden Erzähler und sieht, dass er einen ganz jungen Mann vor sich hat: „*Unschuldig, wie du bist*“, murmelte er, *stellst du mit deinen Augen den Frauen in ihren Zimmern nach? (...) Was soll ich mit dir machen? Außer von dir wird nie jemand etwas von dieser Geschichte erfahren: sie wird ihrer selbst wegen schweigen, ich aus Höflichkeit, und er, wenn er denn überlebt, aus Scham.*“ Es geschieht ihm nichts, und der Hausherr bestellt ihn für den nächsten Morgen zu sich. Es handelt sich um niemand anderen als Hernán Cortés, den Bürgermeister von Santiago de Cuba, einem Kaff, wo sich jeder fragt, was er da zu suchen hat. Cortés macht ihn, den er für ein Unschuldslamm hält und fortan Innozenz nennt, zu seinem Sekretär für alles, was er vorhat. Er möchte nämlich wie einige andere vor ihm weiter nach Westen auf Entdeckungsreise gehen. Nach Cuba sind gerade [Francisco Hernández de Córdoba \(Entdecker von Yucatán\)](#) und [Juan de Grijalva](#) zurückgekommen und berichten von ihren Auseinandersetzungen mit Indianern und zeigen das viele Gold, das ihnen in die Hände gefallen ist.

Cortés hat den Erzähler vollständig für sich eingenommen. Über den ganzen Roman hinweg wird er als kluger Stratege in seinem Verhalten sowohl Spaniern wie Indianern gegenüber dargestellt. Gegen die Absicht des Gouverneurs rüstet er aus eigenen Mitteln eine Expeditionstruppe aus, erwirbt Schiffe und sticht nach Yucatan in See, wo er zunächst das heutige Vera Cruz gründet. Seine Mannschaft weiß er gegen alle Intrigen und Verratsversuche zusammenzuhalten, bis er sogar die eigenen Schiffe zerstört, um Ausbruchsversuche zurück nach Cuba zu verhindern. Den Indianern gegenüber verhält er sich ähnlich taktierend. Dazu verhilft ihm vor allem die von den Spaniern Marina genannte [Malinche](#). Sie hat sehr schnell Spanisch gelernt und wird Cortés' Übersetzerin und

Geliebte, so dass Cortés von Moctezuma auch Malinche genannt wird. Cortés entdeckt schnell, dass es zwischen den indianischen Völkern Rivalitäten und Misshelligkeiten gibt, die er so instrumentalisiert, dass er die einen gegen die anderen ausspielt, wenn es zu seinem Vorteil ist und er etwa Bundesgenossen gegen die Azteken braucht.

Moctezuma ist zur Überraschung der Spanier über alles informiert, seit sie den Boden Yucatans betreten haben und sich dem auf einer Insel im See des Hochlandes gelegenen mexikanischen Zentrum [Tenochtitlán](#) nähern. Er begegnet den Spaniern auch taktisch, indem er sein großes Heer zurückhält, aber den Weg der Spanier immer überwachen lässt, so dass sie jederzeit angegriffen werden könnten. Überall stoßen die Spanier auf die blutigen Rituale der Menschenopfer, auf die die Azteken nicht verzichten können, da sie meinen, dass ihre Gottheiten zum Lebenserhalt ihrer durchzivilisierten Gesellschaft besänftigt werden müssen. In der Regel stammen die Opfer aus den Tributen unterjochter Völker. Es bedarf unauhörlichen Nachschubs, weil täglich im Großen Tempel geopfert wird.

Die Spanier beziehen ihre Rechtfertigung für ihr Vorgehen aus einem schriftlich niedergelegten Vertragstext, den sie den Indianern vortragen. Es geht immer um die Ausbreitung des Evangeliums und der „richtigen“ heiligen christlichen Religion, in deren Namen auch die blutigen Rituale, die die Spanier schrecken, abgeschafft werden sollen. Für die Spanier gilt nach dem Vertrag, dass sie sich von jedem Spiel und den einheimischen Frauen fernzuhalten haben. Die Indianer sind über das Vorlesen des gesamten Textes mit lauter Stimme zu informieren und ihnen ist mitzuteilen, dass sie fortan Untergebene des Königs von Spanien sind. Innozenz hat notariell über den korrekten Ablauf zu wachen.

Unvermeidlicherweise muss es immer wieder zu blutigen Auseinandersetzungen kommen, in der die geringe Anzahl der fünfhundert Männer von Cortés zwar siegreich bleibt, aber dezimiert wird. Innozenz hält alle gewalttätigen Auswüchse akribisch fest, etwa das dauernde, laute Trommelschlagen, mit dem die Azteken ihre Kämpfe untermalen und die Spanier einschüchtern. Er schildert aber auch detailreich, wie es immer wieder zu Tauschaktionen kommt, in denen die Spanier gegen Glasperlen, Spiegel und anderen Tand in den Besitz großer Goldschätze kommen, um die es den meisten spanischen Kriegern von ihnen geht, aber deren größter Teil am zuverlässigsten in die Hände der spanischen Krone fließt. Das Gold bleibt neben dem Sieg das überzeugendste Ziel, während die kriegerische Auseinandersetzung gar nicht mehr zu größeren Goldfunden führt, so dass schließlich Cortés unterstellt wird, er habe Gold in großen Mengen beiseite schaffen lassen.

Einige Kapitel – X, XI, XIII, XIV – werden durch Passagen aus Texten aus der indianischen Überlieferung in Perspektive auf die Eroberungsereignisse ergänzt. Sie geben wieder, was sich die Azteken für ein Bild von den Spaniern machen und wie gut sie über deren Wege und Verhaltensweisen informiert sind. Sie zeigen, wie fremd sich die Welten beider gegenüberstehen. So hat das Gold wie das Silber einen ganz anderen Stellenwert für die Indianer. Sie verachten die Spanier für ihre Gier, mit der sie sich auf die sogenannten Edelmetalle stürzen. Sie kommen ihnen so eigenartig und fremd vor, dass sie sie nicht als Menschen ansehen, mit denen sie teilen, was sie zu Wesen einer gleichen Gattung macht.<sup>146</sup>

Der militärische Sieg ist den Spaniern schließlich nicht zu nehmen, weil sie unentbehrliche Unterstützung von den [Tlaxcalteken](#) erhalten, die an den Azteken Rache für ihre lange Unterdrückung nehmen wollen und sich an ihnen anthropophagisch schadlos halten. Zuweilen essen auch hungrige Spanier Menschenfleisch. Die Spanier verfügen über Geschütze und Pferde, die ihnen zu eindrucksvollen, vor allem aber wirkungsvollen Aktionen verhelfen. Der Erzähler erwähnt immer wieder

---

146 Siehe dazu [Serge Gruzinski](#), *Drache und Federschlange: Europas Griff nach Amerika und China 1519/20*, Campus, Frankfurt am Main-New York City 2014.

den Terror als wirkungsvollste Waffe der Spanier, mit der sie die Indianer einschüchtern und zum schnellen Aufgeben zwingen (S. 401 ff.).

*„Wie lange dauerte es? Solange, wie Alpträume dauern, eine ungewisse, sich wiederholende Zeit, in der die Einzelheiten untergehen und verschwimmen und ein endloser Horror bleibt, den ich in der Schilderung gar nicht wiedergeben kann. Man würde sich darin verlieren und nichts mehr verstehen und das Buch mit Widerwillen und angeekelt fallen lassen, immer wieder identische Anfänge, jeden Morgen in den gleichen Terror eintauchen, der sich immer gleich bleibt und gleich schmeckt und andauert. Ich müsste im Stile der ‚Amadis de Gaula‘-Romane weitschweifig werden, um jeden der drei Monate währenden Tage auszumalen. Diese Romane liebte ich so, und jetzt ertrage ich nicht einmal mehr die Erinnerung daran, weil sie mich angesichts des wirklich Erlebten erschrecken. Dabei ist das, was ich erzähle, tatsächlich ein Ritterroman, angefüllt mit Schwertstreichen, Prinzesinnen und Schlössern, aber er ähnelt in keiner Weise dem, wie sie gewöhnlich erzählt werden. Man müsste es anders machen“ (S. 405 f.).*

Die Beherrschung des Landes bleibt indessen eine langfristige Angelegenheit und bedarf großer Einwanderungsschübe aus Spanien. Zudem werden die Indianer von den eingeschleppten Krankheiten der Spanier dahingerafft, gegen die die Spanier längst ein Abwehrsystem entwickelt haben. Das Land leert sich, wie die indianische Bevölkerung von Cuba bereits im Verschwinden begriffen ist, als Innozenz dort ankommt.

Im Schlusskapitel hält Innozenz, der sich jetzt zu seinem Namen Juan de Luna bekennt, fest, dass diejenigen, die sie auf der anderen Seite des Meers gefunden haben, alle umgebracht wurden. Auch seine Frau muss er zu den Toten zählen, obwohl sie schwanger ist, aber nie mehr wach wird. Sie gebiert einen Sohn, den er ebenfalls Juan de Luna nennt. Er denkt, dass er diesen Namen, weil er ihn nach seinem 13. Geburtstag nicht mehr benutzte, nicht beschmutzt habe und sein Sohn ein guter Träger dieses Namens sein werde, mit schwärzerem Haar und dunklerer Haut als er und einem schöner gezeichneten Mund.

So schlägt der Erzähler am Ende ein neues Kapitel auf, das nämlich mit dem Neugeborenen etwas eingeleitet werden könnte, was heute im Französischen „*métissage culturel*“ (Mestizierung/Verschmelzung der Kulturen) genannt wird.

## 6.2 ALEXIS JENNI UND SEINE SUCHE NACH DEN WURZELN DES KOLONIALISTISCHEN EROBERNS

Alexis Jenni hat den mit dem „Prix Goncourt 2011“ ausgezeichneten Roman „Die französische Kunst des Krieges“ geschrieben, der sich auf 20 Jahre Krieg bezieht, in die Frankreich seit den 1940er Jahren gegen Deutschland, dann für eine längere Phase in Indochina und schließlich in Algerien bis 1962 verwickelt war. Diese langen Kriegsjahre wirken, unterschwellig, bis in die Gegenwart. In einer Fieberfantasie, nachts auf dem Wege zur Apotheke, um sich ein Schmerzmittel zu besorgen, sucht der Erzähler im Lyon der Gegenwart, in dem neben muskulösen jungen Leuten, die im Auto die Stadt durchqueren und Passanten beunruhigen, ständig Polizeipatrouillen unterwegs sind und die nächtliche Luft von „*französischer Gewalt*“<sup>147</sup> vibriert, seine Vorstellung von Frankreich über die Erinnerung an de Gaulle heim:

*„Ich denke an Frankreich; aber wer kann, ohne zu lachen oder ohne andere zum Lachen zu bringen, sagen, dass er an Frankreich denke? Es sei denn, es sind die großen Männer, und zwar nur in ihren Memoiren. Wer, außer de Gaulle, kann, ohne zu lachen, sagen, dass er an Frankreich denke? Mir geht es gerade schlecht und ich muss im Gehen sprechen, bis ich die Nachtapotheke erreiche,*

<sup>147</sup> Alexis Jenni, *Die französische Kunst des Krieges*, Luchterhand, München 2012, S. 190.

*die mich retten wird. So spreche ich von Frankreich, wie de Gaulle darüber sprach, indem ich die Personen, die Zeiten durcheinanderbringe und die Grammatik verwirre, um die Spuren zu verwischen. De Gaulle ist der größte Lügner aller Zeiten, aber ein Lügner wie ein Romanautor. Er konstruierte mit der Kraft seiner Worte alles Stück für Stück, was wir brauchten, um uns im 20. Jahrhundert heimisch zu fühlen. Er gab uns die Gründe für unser Zusammenleben und unseren Stolz, weil er sie erfand.“<sup>148</sup>*

Seinem Amerika-Roman stellt er einen Hinweis voran, der den Schriftsteller genau als solch einen Lügner wie de Gaulle darstellt:

*„Was hier erzählt wird, ist wahr, aber in der Art eines Romans, der das Wirkliche benutzt wie ein Gemälde die Farben. Alles ist also wahr bis auf die Ungenauigkeiten, Übertreibungen, Verdichtungen, Flunkereien, die dem Prinzip des Überbordens entspringen, das im Herzen eines jeden Romans ruht; andernfalls wäre es nicht der Mühe wert, Romane zu machen. Aber die Prinzipien der Einfachheit und der Symmetrie müssen auch beachtet werden, weil der Leser nicht darauf verzichten kann. Und wenn die Chronisten, Geschichtsschreiber und Historiker nicht übereinstimmten und unterschiedliche und unvereinbare Versionen des gleichen Geschehens produzierten, weil alle lügen oder träumen, wurde umgehend entschieden, dass die romanhafteste Version die beste wäre, denn es handelt sich, wie oben erwähnt, um einen Roman.“*

Was Jenni hier ausführt, gilt bereits für eine seiner Quellen, vor allem auch zu Hernán Cortés. [Bernal Díaz del Castillo](#), der zu dessen Expeditionsteilnehmern gehörte, hat nämlich in seiner [Wahren Geschichte der Eroberung von Neuspanien](#) den Anspruch erhoben, einen Augenzeugenbericht hinterlassen zu haben, den er allerdings erst als über 80-Jähriger abfasste. Die Danksagung am Ende des Romans zeigt jedenfalls, dass Jenni alles zusammengetragen hat, dessen er auch vor Ort in Yucatan habhaft werden konnte. Damit ist aber immer noch nicht die Frage beantwortet, ob es ihm um Historisches oder um die Bedeutung geht, die er aus dem Historischen für die Gegenwart herausliest.

Jenni hat in Zusammenhang mit seinem Buch von 2019 „*Féroces infirmes*“<sup>149</sup>, in dem es um einen Rückkehrer aus dem 1962 beendeten Algerienkrieg geht, eine Fährte gelegt, die auch für den hier vorliegenden Roman gilt. Und zwar wird er gefragt, warum er so viel Gewicht auf den Rassismus, die Verachtung und das Zurückweisen des Anderen legt und weniger auf den Kolonialismus selbst. Er antwortet, dass sein Thema gewesen sei, über die Tragödie eines Menschen zu schreiben, der in die Gewalt eintaucht. Sein Rassismus sei in gewisser Weise die Form, die er der Gewalt gebe. Der Rassismus sei eine Art, die Gewalt zu rationalisieren. Er müsse an die ersten offiziellen Verlautbarungen des Rassismus denken, wie sie im [Code Noir](#) zur Zeit Ludwig XIV. niedergelegt worden seien: eine Art, die Grausamkeit zu kodifizieren. In der algerischen Kolonie diene der Rassismus dazu, alle, die keine Staatsbürger waren, auf Distanz zu halten: die „Muslime“, die „Eingeborenen“. Es galt, sie beiseite zu schieben, damit sie am sozialen Leben nicht teilnahmen.<sup>150</sup>

Das heißt, dass es bei Jenni immer wieder darum geht, in welche Formen die mit dem menschlichen Leben unumgebar einhergehende Gewalt gegossen wird und wie das individuelle Gewissen damit umgeht. Die Religion hat dafür immer ein Ohr, die christliche allerdings ein ganz anderes als die aztekische, wie der Pater zeigt, als Innozenz nach dem Unrecht der Eroberung fragt: *„In dem Augenblick, wo du das Leben annimmst, tauchst du in eine unauslöschliche Gewalt ein. Deshalb gibt es Mönche, die abseits von denen leben, denen sie wegen ihrer fürchterlichen Visionen die Beichte abnehmen.“*

---

148 Alexis Jenni, wie Anm. 147, S. 190.

149 Auf Deutsch etwa „Wilde Behinderte“ oder „Wilde Invaliden“.

150 „Le racisme est une façon de rationaliser une violence“: [elwatan.com/pages-hebdo/france-actu/le-racisme-est-une-facon-de-rationaliser-une-violence-02-07-2019](http://elwatan.com/pages-hebdo/france-actu/le-racisme-est-une-facon-de-rationaliser-une-violence-02-07-2019).

Und Kolonialismus ist, wie sich den gängigen zeitgenössischen Definitionen entnehmen lässt, immer eine auf Gewalt beruhende Form, in der eigene Grenzen expansiv überwunden und das Gebiet anderer in Besitz genommen wird. Mit dem Kolonialismus verschwistert sich dann in der Regel der Rassismus.<sup>151</sup>

In seinen Amerika-Roman hat Jenni eine ausführliche Szene geschildert, als Juan de Luna nicht mehr auf den Ruf seines Vaters hört.<sup>152</sup> Der Sohn ist vor allem beim gemeinsamen Abendessen mit dem unausweichlichen Kaninchenbraten der beständigen Rede seines Vaters ausgeliefert, was er für ein aufregendes Leben bei der Eroberung Andalusiens und bei der Vertreibung der muslimischen Mauren gespielt hat.<sup>153</sup> Als der 13-Jährige in einer plötzlichen Eingebung fürchtet, wie sein Vater werden zu können, stürzt er sich mit seinem Messer nach draußen und tötet in einem willkürlichen Akt das erste Kaninchen, dessen er habhaft werden kann, und richtet ein kleines Blutbad an. Er bleibt benommen und wie erstarrt sitzen, bis er von seinem Vater gezüchtigt wird und dem blinden Diener dabei zusehen muss, wie ein ordentlicher Tötungsakt mit routinierten Griffen, die anzuwenden es keiner Augen mehr bedarf, vollzogen wird und das Essen für den nächsten Tag vorbereitet wird. Der jugendliche Gewaltausbruch soll in die „richtigen“ Bahnen gelenkt werden. Denn ohne die eingedämmte, nämlich ritualisierte Gewalt kommt kein Essen auf den Tisch, an dem dann das Mahl zum Stillen des Hungers in ritualisierten Formen eingenommen wird.<sup>154</sup>

Das Thema der erinnerten Gewalt im familiären Rahmen ist auch Thema in Jennis „Féroces infirmes“. Gallimard wirbt mit einer Aussage aus dem Text für den Roman. Der Sohn spricht über den schwierigen Umgang mit seinem vor langem aus Algerien zurückgekehrten Vater:

*„Je n’aimerais pas que mon père atteigne quatre-vingts ans. Il en a soixante-quinze, il a bien vécu, je ne sais plus comment l’écouter, je ne sais plus comment lui parler, je ne veux plus l’entendre. Je ne veux pas sa mort, ce n’est pas ça, mais je ne sais pas comment faire pour que ça s’arrête. Quoi ? Ce qui brûle en lui, ce qui rayonne par sa parole. Que ça s’arrête, ce radotage, cette vitupération et cette hargne, que ça s’arrête ce récit de sa jeunesse violente qu’il radote à chaque tour avec de nouveaux détails, des détails cruels que je découvre.“*

*(„Ich möchte nicht, dass mein Vater achtzig Jahre alt werde. Er ist fünfundsiebzig, hat gut gelebt, ich weiß nicht mehr, wie ich ihm zuhören soll, ich weiß nicht mehr, wie ich mit ihm sprechen soll, ich mag ihn nicht mehr hören. Nicht, dass ich seinen Tod wünschte, darum geht es nicht, aber ich weiß nicht, was ich anstellen soll, damit das aufhört. Was? Das, was in ihm brennt, was über seine Worte ausstrahlt. Dass das aufhöre, dieses Geschwätz, dieses Herummeckern und diese wütende Verbitterung, dass das aufhört, dieses Ausbreiten seiner gewalttätigen Jugend, die er jedes Mal mit neuen Details anreichert, grausamen Details, die ich entdecke.“)*

In der Vorbemerkung auf Seite 5 wird der Schluss des Buches von Robert Bartlett über den mittelalterlichen Kolonialismus zitiert. Der expansive europäische Zug nach Übersee war nach Bartlett die Folge des im damaligen Europa an seine Grenzen gestoßenen Kolonialismus mit seinen europa-

---

151 Ich kenne keinen anderen Autor, der wie [Wolfgang Sofsky](#) die Suche nach Ausdrucksformen der Gewalt zum Thema seines wissenschaftlichen Arbeitens gemacht hat. Zunächst in „Traktat über die Gewalt“ (1996), 2002 in „Zeiten des Schreckens“, 2011 in „Todesarten“, vor kurzem in „Denkbilder“ (2017), dann in „Laster: Gesichter der Unmoral“ (2018) und 2019 in „Macht und Stellvertretung“.

152 Man lese hierzu noch einmal ab unten S. 68 f.

153 Im Gefolge hatte diese kolonialistische Rückeroberung die Forderung nach der [Limpieza de sangre](#) bei denen, die sich als Christen bezeichneten.

154 Im Beruf des Fleischers werden die Ritualgriffe institutionalisiert und in die gesellschaftliche Arbeitsteilung eingebracht. Die Institutionalisierung fester Formen und Regeln ist das Kennzeichen von Naturebene 2, auf der sesshaft gewordene Gesellschaften ihre Lebensformen absichern. Aurelio, der landwirtschaftliche Gehilfe von Innozenz, beherrscht die Fähigkeit des ritualisierten, bewusstlosen Tötens, um die auf Sklavenarbeit beruhenden Verhältnisse auf dem Landgut zu gewährleisten. Innozenz sagt von ihm, dass er fähig sei, einen lebendigen Menschen so zu entbeinen, wie ein totes Huhn zerlegt wird (siehe S. 68).

weiten vereinheitlichenden Implikationen, wie sie sich nicht nur in der vollendeten Reconquista in Spanien äußerten. Robert Bartlett erwähnt auch, wie alle Kolonisatoren/Kolonialisten darauf erpicht waren, ihre Eroberungen als Heldentaten aufgeschrieben zu sehen. Die Ritterromane sind ein Abglanz von kolonialistischen Eroberungsepen.<sup>155</sup> Wenn es nicht mehr um zu erobernde Länder und die Versklavung von Indigenen ging, dann auf einer anderen Ebene um den Gewinn in der Ferne lebender edler „*juncfrouwen*“, die den abenteuernden und werbenden Mann dann „*höfisch*“ zivilisieren mussten, damit er ein echter Ritter mit Rang und Namen wurde.

Innozenz ist keine Eroberernatur und auch kein Abenteurer in Liebesdingen. Nach Übersee gerät er, weil es in Spanien nichts Angemessenes für ihn gibt und der Ehemann der Frau, die ihn sich als Geliebten nahm, ihn zum Fortgehen zwingt. Er ist einer der Überflüssigen, für die es nach der Reconquista im besitzgesättigten Spanien keinen Platz mehr gibt. Er wird dann beobachtender Begleiter der Cortés-Expedition und Cortés' Sekretär, der am Ende mit Landbesitz entlohnt wird, an dem er aber keine Freude hat. Was für ihn in und mit Mexico geschehen ist, erfüllt ihn nicht mit Genugtuung, weil er auch durchschaut, dass die schwarze Seite des realen Abenteuers und der realen Abenteurer in den Ritterromanen ausgespart bleibt. Er beschreibt ein Scheitern, dem gegenüber seine notariell beglaubigte Verkündung eines Vertragstextes mit hehren Zielen zur absoluten Farce wird, weil diejenigen, denen er verkündet wird, gar nichts verstehen und deshalb auch nicht nachvollziehen können, dass es nur zum Schein um sie geht, sondern vielmehr um die Rechtfertigung des Unrechts und die Beruhigung des schlechten Gewissens der sich ins Recht setzenden Eindringlinge. Dass es tatsächlich nicht um sie geht, ist längst Teil ihrer Erfahrung angesichts der ihnen widerfahrenden Gewalt. Innozenz hält dieses Versagen fest, so dass vom Kolonialismus nur bleibt, was er im Kern ist: eine um eine Stufe raffiniertere Form der rohen Gewalt als der sich ihm zugesellende Rassismus mit der Weigerung, dem Fremden auf Augenhöhe zu begegnen.

Innozenz mag nicht einmal eine unangemessene Erzählerfigur für das 16. Jahrhundert sein, wenn man an eine Gestalt wie seinen Zeitgenossen [Bartolomé de Las Casas](#) oder die späteren Kapuzinermönche [Francisco José de Jaca](#) und [Épiphane de Moirans](#) denkt. Aber unter seinesgleichen und sogar in den Augen der Indianer macht er sich gerade auch in seiner Liebe zu der ihm zugefallenen jungen Indianerin, die er dann auch noch ehelicht, weil er sich von ihrer Liebe ergänzt fühlt, zu einer lächerlichen Figur (S. 357). Nach der Eroberung und dem Verlust seiner Frau, die in absolute Lethargie versinkt, hält ihn nur noch sein Sohn in [Neuspanien](#). Für den zeitgenössischen Leser scheint er so die überzeugendste Romangestalt zu sein, neben der Hernán Cortés als Held verblasst. Trotzdem ist nichts von allem von niemandem rückgängig zu machen, denn „*wir alle haben es gemacht*“ (S. 348).

---

155 Siehe [Heldenepik](#); im Detail etwa [El Cantar de Mio Cid](#), das [Rolandslied](#) und andere [Chansons de geste](#).

## NACHBEMERKUNG: DIE BEDROHLICH GEWORDENE KULTURELLE EVOLUTION

Im langen „[Reiterlied](#)“. Aus dem Wallenstein“ von Friedrich Schiller, auch veröffentlicht im „Muses-Almanach für das Jahr 1798“, heißt es mit Choreinlagen zu einer als überzeitlich ausgegebenen ruhelosen Soldatenschaft:

*„Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!  
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.  
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,  
Da wird das Herz noch gewogen.  
Da tritt kein anderer für ihn ein,  
Auf sich selber steht er da ganz allein.*

*Chor.*

*Da tritt kein anderer für ihn ein,  
Auf sich selber steht er da ganz allein.*

*Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,  
Man sieht nur Herren und Knechte,  
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,  
Bey dem feigen Menschengeschlechte,  
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,  
Der Soldat allein ist der freie Mann.*

*Chor.*

*Der dem Tod ins Angesicht schauen kann.  
Der Soldat ist der freie Mann.*

*Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,  
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,  
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,  
Trifts heute nicht, trift es doch morgen,  
Und trift es morgen, so lasset uns heut  
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.*

*Chor.*

*Und trifft es morgen, so lasset uns heut  
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.*

*Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,  
Brauchts nicht mit Müh zu erstreben,  
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooss,  
Da meint er den Schatz zu erheben,  
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,  
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.*

*Chor.*

*Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,  
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.*

*Der Reuter und sein geschwindes Ross,  
Sie sind gefürchtete Gäste,  
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloss  
Ungeladen kommt er zum Feste.  
Er wirbet nicht lange, er zeigt nicht Gold,  
Im Sturm erringt er den Minnesold.*

*Chor.*

*Er wirbet nicht lange, er zeigt nicht Gold  
Im Sturm erringt er den Minnesold.*

*Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?*

*Lass fahren dahin, lass fahren!  
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,  
Kann treue Lieb' nicht bewahren.  
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,  
Seine Ruhe lässt er an keinem Ort*

*Chor.*

*Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,  
Seine Ruhe lässt er an keinem Ort.“*

Eine spätere Variation, jedoch mit aggressiver Anklage gegen die träge Gesellschaft, stammt von [Oskar Kanehl](#) (1888 -1929):

*„Der Söhne junger Ruf  
Ihr schlaft am Schraubstock, hinterm Pfluge,  
Im Chorstuhl bei der Orgelfuge.  
Ihr schlaft, ihr schlaft Euch taub und blind.  
Wisst! Eurer Kinder erstes Stammeln sind  
Flüche, die euer Ohr zerschmeißen  
Und euern morschen Väterbau einreißen.  
Mit Weibern wälzt ihr euch im Bette.  
Im Hurenhaus winkt euch die Schädelstätte.  
Am vollen Tisch, sinnlos besoffen,  
Hat euch der Söhne junger Ruf getroffen.  
Weckt euch die Wirbeltrommel nicht?  
Der Eidgenossen Schwur? Der Fackeln Licht  
Ihr satten Toten! Steht auf und wacht!  
Der Sturmtag dämmert. Es ist Schlacht!“*

Das Gedicht erschien am 7. März 1914. Sein Verfasser war 26 Jahre alt.

Ernst von Salomon schrieb 1930 in Erinnerung an seine Freikorps-Zeit 1919 im Baltikum mit verachtendem Akzent gegenüber der *Heimat* und der *verrotteten Welt* offenbar voller Sehnsucht nach einer überzeitlichen Soldatenschaft:

*„Im Angriff hofften wir die letzte befreiende Steigerung der Kräfte, ersehnten wir, das Bewusstsein zu bestätigen, jedem Schicksal gewachsen zu sein, hofften wir, die wahren Werte der Welt in uns zu erfahren. Wir marschierten, von anderen Zuversichten genährt, als sie der Heimat gültig sein konnten. Wir glaubten an die Augenblicke, in denen sich die Vielgestalt eines Lebens ballt, das Glück einer Entscheidung. ‚Vormarsch‘: das hieß für uns nicht ein Marsch auf ein militärisches Ziel, um einen Punkt auf der Landkarte, eine Linie im Gelände zu erobern, das hieß vielmehr den Sinn einer harten Gemeinsamkeit erfahren, das hieß die Zeugung einer neuen Spannung, die den Krieger auf eine höhere Ebene stößt, das hieß die Lösung aller Bindungen an eine versinkende, verrottete Welt, mit der der Krieger keine Gemeinsamkeit mehr haben konnte.“<sup>156</sup>*

Anfang des 21. Jahrhunderts gibt es unter anderen Vorzeichen einen neuen Aufguss solcher Fluchten aus der Langeweile in gewaltförmige Einkleidungen mit Anklängen an apokalyptische Szenarien, jetzt in der international vernetzten westlichen [Prepper](#)-Szene.

Diese Szene ist genauso von männlicher Dominanz geprägt, wie es Schiller, Kanehl oder Salomon in ihren Texten zum Ausdruck bringen. Wie überhaupt alles, was mit „*ver sacrum*“ – den Göttern Mars und Jupiter geweiht –, „*Aufbruch*“ „*Vormarsch*“ und im weitesten Sinne mit Kolonialismus zusammenhängt, von Anfang an eine Angelegenheit von Männern ist, wie sehr es dann auch der weiblichen Ergänzung bedarf, um in neuer Fleischwerdung auf biologischer Basis für den Fortgang kultureller Evolution zu sorgen.

Insgesamt vermittelt die kulturelle Evolution die in unregelmäßiger Abfolge auftretenden Exuberanzen auf Naturebene 2, wenn eine neue Balance der gesellschaftlichen Kräfte auf der Tagesordnung steht und einiges nach außen in Weltgegenden zu verlagern ist, die sich der Eroberung fügen müssen, wie es hier Orwell, Cary, Rivera oder Jenni zeigen.

Inzwischen steht, weil es im Weltinnenraum schon seit langem nirgends mehr zum erobernden Verlagern geeigneten Platz gibt, die mit den Wandlungen von Naturebene 2 einhergehende kulturelle Evolution als Ganzes auf dem Prüfstand und droht sich im Anthropozän genannten neuesten Zeitalter in einer nicht mehr einzudämmenden entropischen Exuberanz selbst aufzulösen. Greta Thunbergs am 23. September 2019 mit jugendlicher Mädchenstimme vorgebrachter fragender Ausruf „*How dare you!*?“ erschallt mitten in der versammelten Weltgesellschaft vor aller Augen und Ohren: „*Menschen leiden, Menschen sterben, ganze Ökosysteme brechen zusammen. Wir stehen am Anfang eines Massenaussterbens und alles, worüber ihr reden könnt, ist Geld und die Märchen von einem für immer anhaltenden wirtschaftlichen Wachstum.*“

Dem ist auch nicht mehr mit individuellen Ausflüchten zu entgehen, wie sie Santiago Gamboa schildert. Weder ist Harar noch ein möglicher Zufluchtsort für Europamüde wie Arthur Rimbaud, noch verändert die Migrationsbewegung zurück aus Europa nach Kolumbien oder sonstwohin etwas in Europa und schon gar nichts in Kolumbien, wo sich bis 2019 weit über eine Million Flüchtlinge aus Venezuela niedergelassen haben, die die Kapazitäten des Landes überfordern.

Zurück: [Hier](#)

---

156 Ernst von Salomon, *Die Geächteten*, Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1986, S. 52. – General Rüdiger von der Goltz leitete organisatorisch die Baltikumer. Er versuchte für den Kampf gegen die aus Russland heranrückenden „Bolschewisten“ „mit abenteuerlichen Versprechungen über zukünftige Siedlungsmöglichkeiten mehr Deutsche zu rekrutieren und gründete die Soldatenzeitung ‚Die Trommel‘, deren wichtigstes Thema die Kolonisierung war“ (V. G. Liulevicius). Ernst von Salomon engagiert sich ohne solche Vorgaben. Ihm genügt das „Wir“-Männer-Erlebnis in der Fremde, in der alles erlaubt ist und das in der Lösung aller Bindungen außer denen der Gruppe besteht. Er braucht keine Rechtfertigungen der Gewalt, wie sie der General zur Verfügung stellt.